

Illustrirte Zeitung

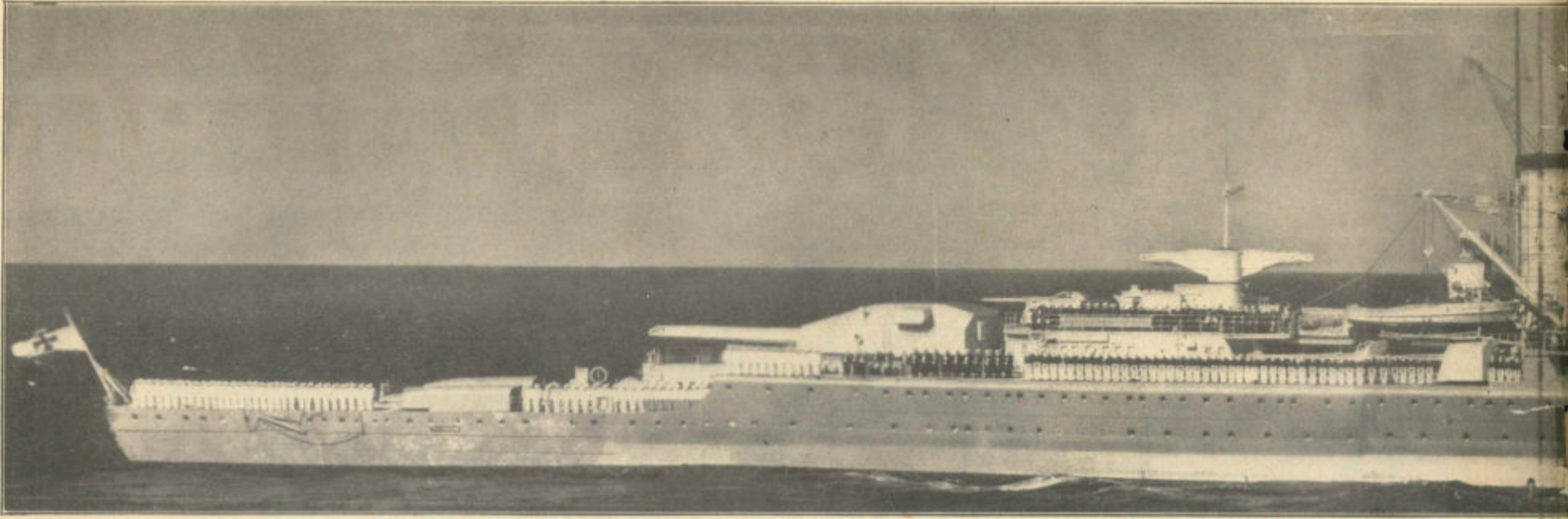


Dichterin im Lorbeerkranz.

René Foshag

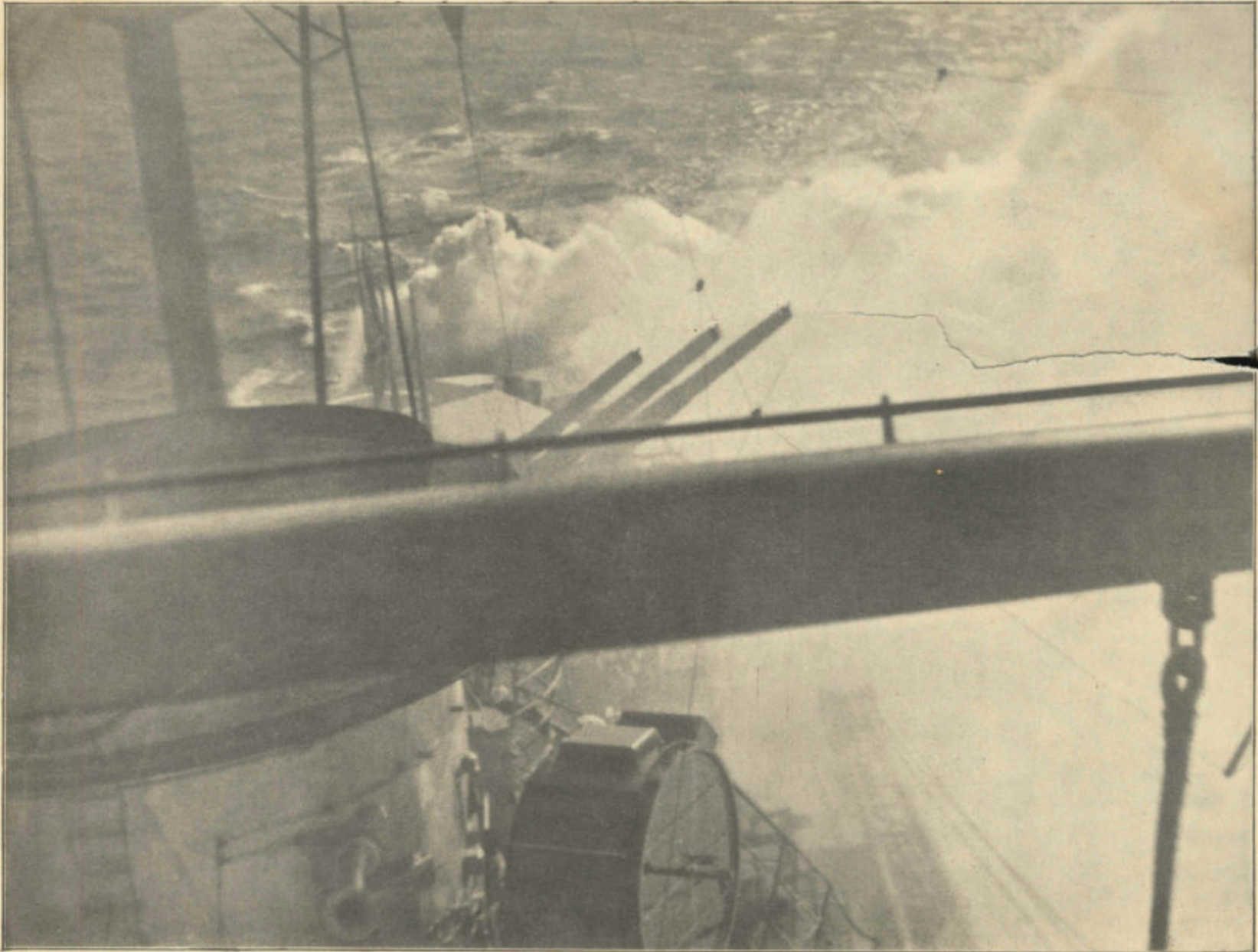
Eine Aufnahme von Frau Agnes Straub in der Rolle der griechischen Lyrikerin „Sappho“ in Grillparzers gleichnamigem Schauspiel.

Agnes Straub erzielte mit dem von ihr in dieser Spielzeit geschaffenen Ensemble und ihrem wechselnden Spielplan in der Reichshauptstadt vielbeachtete Erfolge.



„STÄNDER Z VOR“

AUS EINEM FILM D

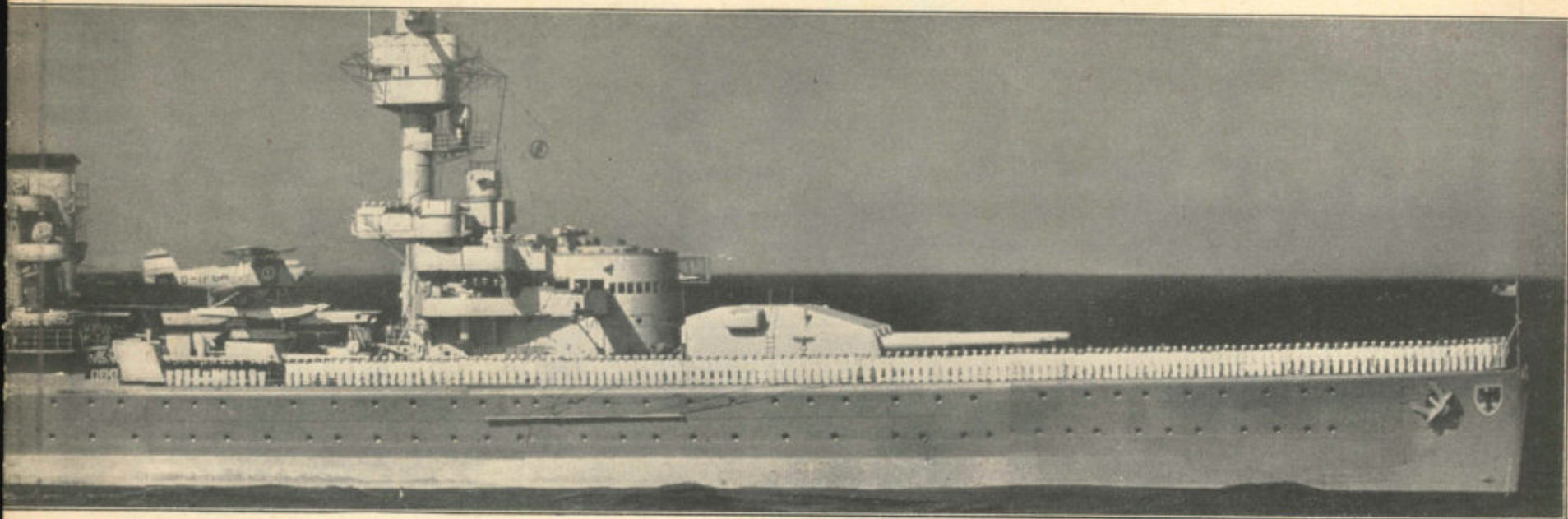


Der Führer mit dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Admiral Raeder (links) an Bord des Kreuzers „Köln“.

Im Verlauf der Übung: Panzerschiff „Admiral Scheer“ nebelt sich ein.

21451

Kurt-Tucholsky-Gedenkstätte



Die Mannschaft ist an Bord der „Deutschland“ angetreten: Die Flottenparade vor dem Führer beginnt.

ER KRIEGSMARINE



Ein Bild, unendlich schön und stolz, bietet sich dem Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht dar, als er auf der Brücke seines Schiffes die in Paradeaufstellung vorüberziehende deutsche Flotte begrüßt. Das Gefechtsignal: „Stander Z“ geht vor. Signale und Kommandos folgen Schlag auf Schlag. Und schon ziehen sich die Schiffe, geführt von berufenen deutschen Männern, von denen ein großer Teil den Ruhmestag deutscher Seekriegsgeschichte, die Schlacht am Skagerrak, mit-

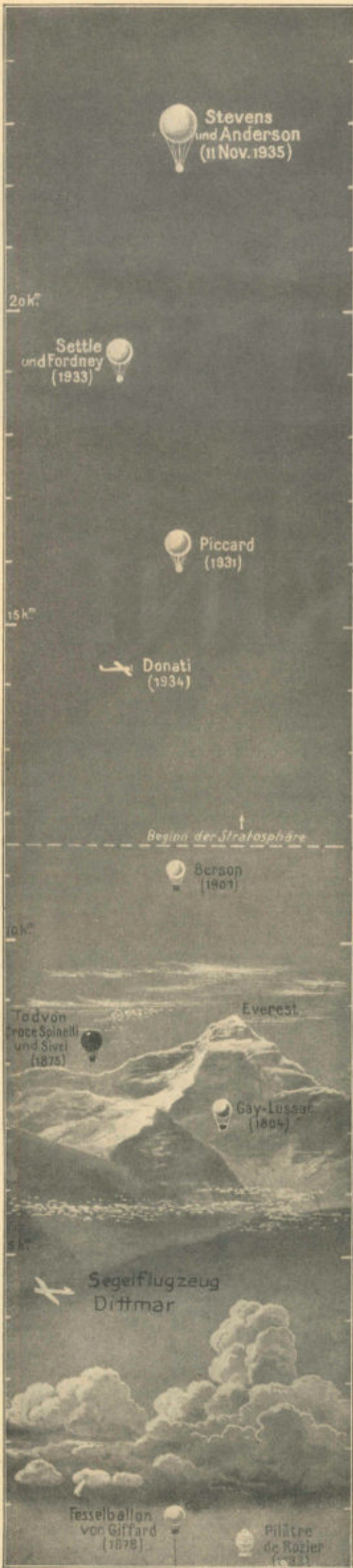
erlebt hat, auseinander. Die Übung beginnt. Ein großer Tag für jeden deutschen Seemann auf der Flotte. Mitten aus diesem großen Geschehen heraus, zwischen startenden Katapultflugzeugen, schnellstschießenden Flakgeschützen, fieberhaft arbeitenden Geschützbedienungen mittlerer und schwerer Artillerie, bei glatter und bei schwerer See ist ein Film entstanden, der jedem Deutschen ein unvergessliches Bild gibt von der jungen Wehrmacht zur See.

Kapitänleutnant (E) Zerbe.

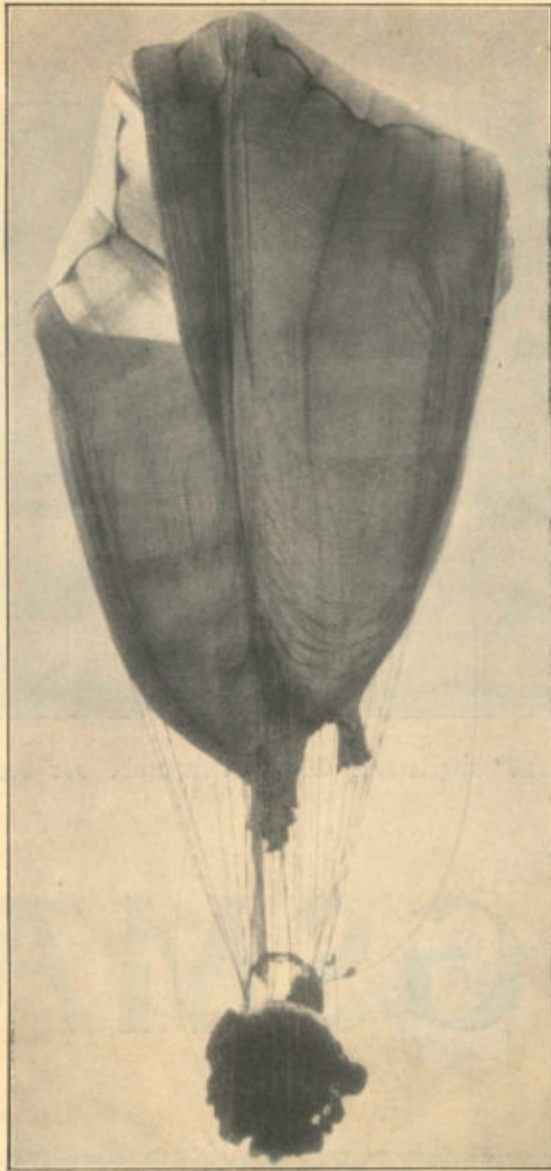
Ein leuchtend klarer Herbstmorgen bricht an. Die ersten Sonnenstrahlen erfassen ein wundervolles Bild. Kriegsschiffe der deutschen Flotte auf hoher See, Panzerschiffe, Kreuzer neuester Konstruktion, für die deutsche Schiffsbauer trotz würgender Fesseln eine Lösung fanden, die mit Stolz im deutschen Vaterland und mit Respekt in der weiten Welt gewürdigt werden kann. An Bord des Kriegsschiffes herrscht fieberhaftes Leben. Alle Vorbereitungen zum Flottenartillerie-schießen werden getroffen, wie in jedem Jahr. Aber diesmal steht noch ein besonderes Ereignis bevor. In aller Augen steht es leuchtend geschrieben ein einziger Gedanke beherrscht jeden einzelnen: Der Führer kommt.

Die 3. Torpedobootshalbflottille kehrt nach stürmischer Fahrt in ihren Heimat-hafen zurück.
Alle Aufnahmen: Döring-Film-Werke





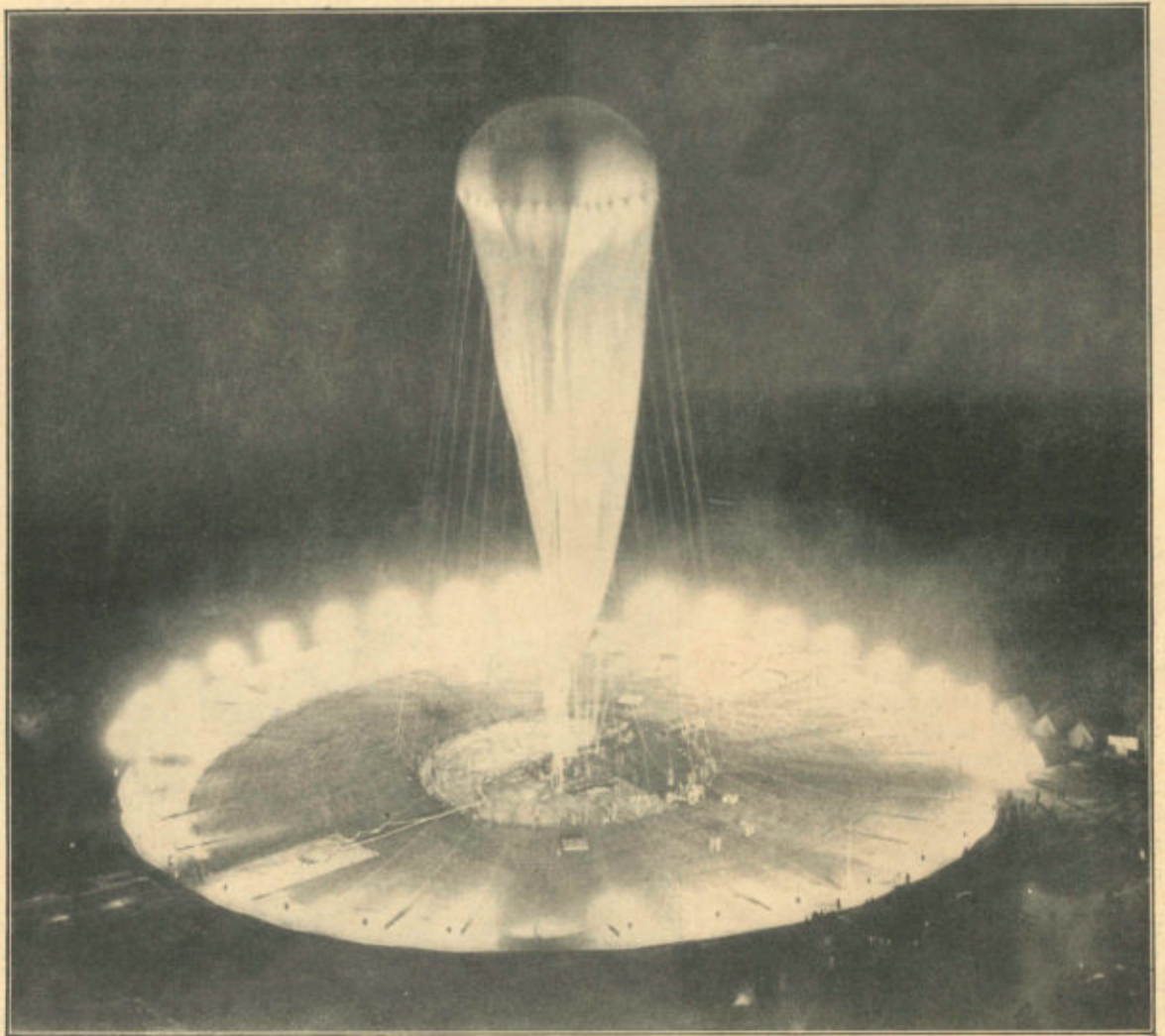
Eroberer des Luftraums:
Rekord-Höhen aus den letzten
150 Jahren. Nach „L'Illustration“



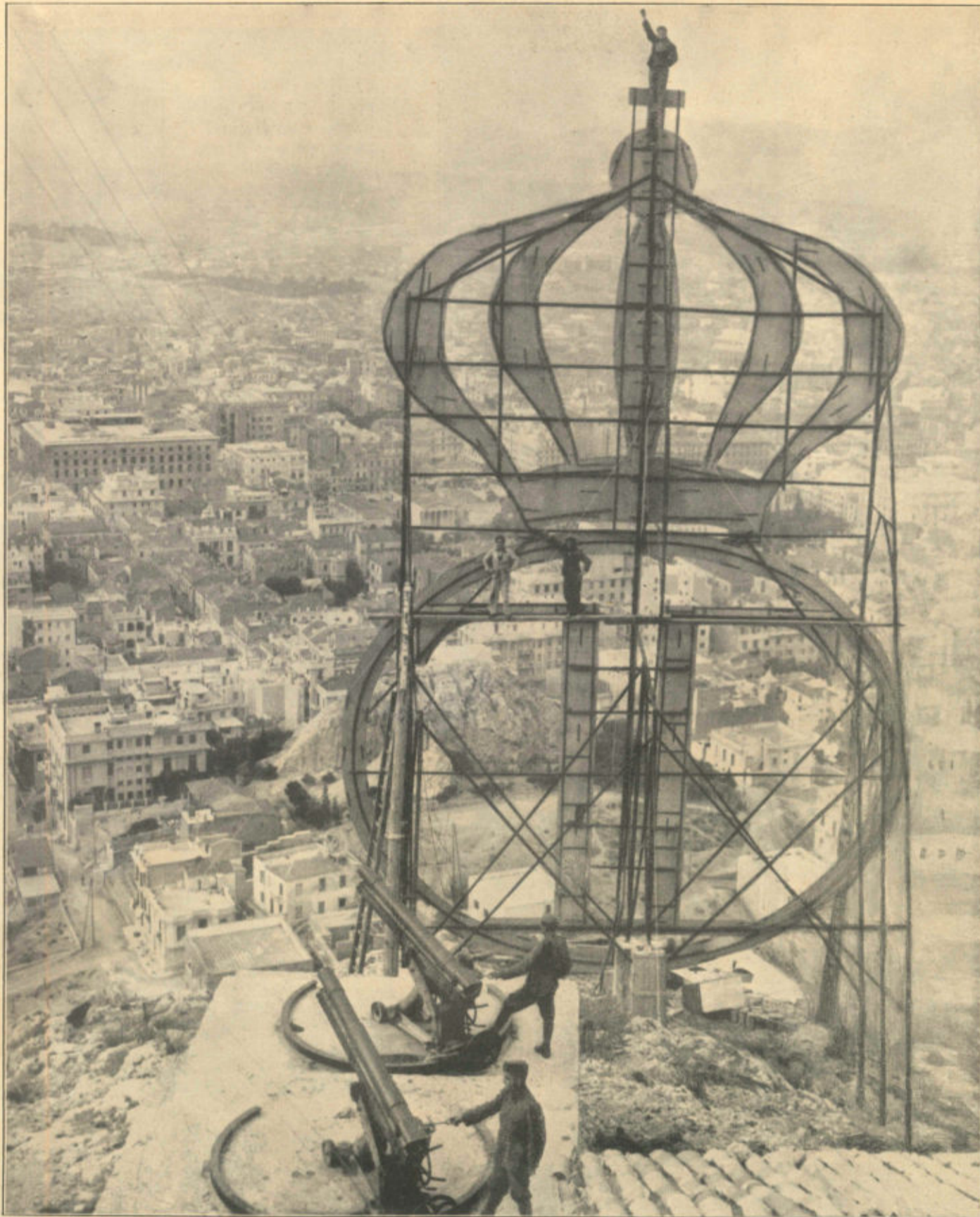
Mit 200 Meter Geschwindigkeit in der
Minute der Stratosphäre entgegen...
Die Abstiegsgeschwindigkeit war kaum geringer, sie
betrug stellenweise 160 Meter in der Minute.
Associated Press

Die größte Höhe, die Menschen erreichten: **22 600 m**

Die Rekordfahrt des amerikanischen Stratosphärenballons war nicht ohne Dramatik: Kurz vor dem Start zeigte sich ein Riß von 6 Meter Länge in der Ballonhülle, der sofort ausgebessert wurde. Aus einer Höhe von 8400 Meter meldeten die Ballonfahrer, daß die Gondel einen Riß aufweise. Er konnte jedoch abgedichtet werden. In 22 400 Meter Höhe herrschte die eisige Kälte von 56 Grad, in der Gondel 4 Grad unter Null. Die Instrumente arbeiteten zum größten Teil automatisch und wurden abgelesen von einer gleichfalls automatisch arbeitenden fotografischen Kamera. Der sich immer dunkler färbende Himmel wurde in Filmen farbig festgehalten. Die Fahrt selbst ist in allererster Linie als ein wissenschaftliches Unternehmen anzusehen.



Der Startplatz des amerikanischen Rekordballons „Entdecker II“ bei Rapid City - USA.
Der Ballon der amerikanischen Hauptleute Stevens und Anderson erreichte in fast 4½ Stunden eine Höhe von 22 600 Meter, der Abstieg ging in 3 Stunden vor sich. Die Landung erfolgte rund 400 km vom Startplatz entfernt.
New York Times



Die Riesenkronen auf der Zitadelle von Athen.

Für den feierlichen Empfang König Georgs wurde diese Riesenkronen errichtet, die nachts weit hinaus über die Stadt Athen strahlt.

Vier unten Geschütze der Batterie, die beim Einzug des Königs Salut schoss.

Associated Press

**KÖNIG
GEORGS
WIEDER-
KEHR**



Die beiden populärsten Männer Griechenlands.

Der König (links) übergab dem bisherigen Kronregenten General Kondylis eine von ihm ausgearbeitete „Botschaft an das griechische Volk“.

New York Times

Beim „alten Tor“ in Athen. Damen der griechischen Gesellschaft, die das Nationalkostüm tragen, erwarten mit Palmenzweigen das königlichen Zuges.
Atlantic





Eine neue Flagge im Fahnenwald der Welt:

Dr. Hoepfli

In Zukunft werden die Philippinen, bisher von USA. verwaltet, auf Grund der diesjährigen Abstimmung eine freie Republik unter nordamerikanischem Schutz sein und eine eigene Flagge führen. Das Bild zeigt die Flaggen, die jetzt über den Inseln wehen: oben das Sternenbanner der USA., unten die neue Fahne der Philippinen.



Nina Grieg, die Witwe des norwegischen Komponisten Edvard Grieg, begibt kürzlich ihren 90. Geburtstag.

Associated Press

Verbilligte Telegramme nach Ostafrika.

An den Postschaltern in Italien finden die Angehörigen der Soldaten in Ostafrika fünfzehn Mustertelegramme für alle Familienereignisse, die zu billigen Tarifen befördert werden.

Wolfgang Weber



Der zukünftige Bundespräsident der Schweiz.

Dr. Meyer wird für das Jahr 1936 die höchste Stellung im Schweizer Bundesstaat einnehmen. F. Henn



Das jüngste Schwarzhemd in Ostafrika.

Ein elfjähriger Junge, der sich in die Reihe des Fascisten-Bataillons „Mussolini“ einschmuggelte und mit den Truppen von Massaua bis Matalle marschierte.

Movietonews



Zwei Jahre „Kraft durch Freude“

Die große Feier im „Theater des Volkes“ in Berlin



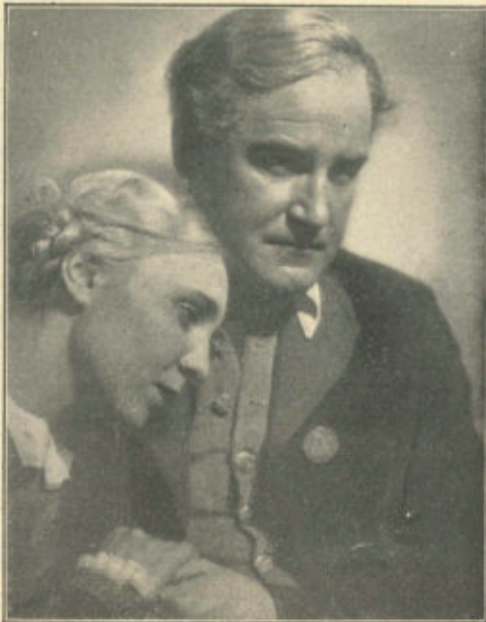
Die Festvorstellung zum 2. Jahrestag der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ im Theater des Volkes. In Gegenwart des Führers, der Spitzen von Partei und Staat und Vertretern des Diplomatischen Korps sprach Reichsminister Dr. Goebbels dieser einzigartigen Organisation die Glückwünsche der Reichsregierung aus. Nach Verlesung des bedeutsamen Arbeitsberichtes folgte im heiteren Teil eine Festrevue „Mit Kraft durch Freude ins Weltall“.

Atlantic

Mit 3200 Sitzplätzen ist das „Theater des Volkes“ das größte Theater Deutschlands. Im Rahmen der Veranstaltungen der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ besuchten seit der

Eröffnungsvorstellung am 18. Januar 1934 insgesamt 1 070 894 Volksgenossen die Vorstellungen. Unter der Regie Walther Brüggmanns und Richard Weicherts wiesen die Aufführungen Besucher-

zahlen auf, die von keinem deutschen Theater erreicht wurden. Die Vorstellungen des „Götz von Berlichingen“ und „Der Widerspenstigen Zähmung“ waren 30 Tage hintereinander völlig ausverkauft.



Hilde Koerber und Adalbert von Schlettow in der „Pflingstorgel“ mit insgesamt 111 Aufführungen.



Heinrich George als „Götz von Berlichingen“. Die Vorstellung war einen Monat lang völlig ausverkauft.



Rosemarie Kögel (3)
Helene Dietrich als Helena und Herbert Dirmoser als Demetrius im „Sommernachtstraum“ von Shakespeare.

Ein Jahr g Rechensch



Bilder aus dem soeben er-
schienenen Jahrbuch 1935
der Berliner Illustrierten



Wirtschaftskämpfe in USA.: Im Schatten des Kapitols von Washington.

Ein kleiner Farmer aus Tennessee sah sich durch den Verlust der Kriegsrente in Höhe von 18 Dollar pro Monat veranlaßt, mit Frau und Kindern über 1000 Kilometer von seiner Heimat nach Washington zu wandern, um dem Parlament seine Not vor Augen zu führen. *New York Times* (3)



Unruhiges Frankreich.
Französische Polizisten mußten gegen demonstrierende Kommunisten in Toulon vorgehen, die versuchten einen allgemeinen Generalstreik zu entfesseln.

Das japanische Volk braucht mehr Raum.
Soldaten der 1. Division, von ihren Angehörigen begeistert gefeiert, verlassen den Bahnhof Shinagawa, um sich an ihren Standort in Nordchina zu begeben.



Ein erfolgreiches Jahr im Feldzug für „Schönheit der Arbeit“ in Deutschland.
Eine vorbildliche Werkstatt: hell, lustig, mit freiem Blick durch große Fenster. So sollen einmal im Zeichen des nationalsozialistischen Aufbaus alle Werkstätten aussehen.

Die Deutsche Arbeitsfront

ibt
aft



In Stresa, als England, Frankreich und Italien noch einig waren.

Der Chef der italienischen Regierung, Benito Mussolini, verläßt die Konferenz von Stresa, die seit dem „Friedensschluß“ von Versailles.

Associated Press (2)



Der abessinische Krieg begann:

Eine Aufnahme aus der Umgebung von Harrar hinter der abessinischen Front: Der Vater ging zur Armee...



Der Diplomatenkrieg von Genf in der Karikatur:

„Der bewaffnete Frieden“ oder der Genfer Marsch um die abessinische Palme.

Aus dem schwedischen Witzblatt „Sündigsnisse-Strix“



Mit HAUS NEUERBURG-Zigaretten können Sie jedem Raucher eine Weihnachtsfreude machen:

GÜLDENRING.. 4 PF.

Mit Gold

OVERSTOLZ.. 5 PF.

OHNE Mdstk

RAVENKLAU.. 6 PF.

Mit Gold

sind frisch und bleiben frisch in ihren frischhaltenden Original-Packungen.

GÜLDENRING + OVERSTOLZ + RAVENKLAU sind in Tropen-Packungen zu 10 und 25 Stück erhältlich; OVERSTOLZ ausserdem in 50 Stk-Dosen, mit einem ständig wirksamen Frischhalte-Verchluss.

Meuterfahrt ins Paradies

DAS GEHEIMNIS DER PITCAIRN - INSEL

VON

LUCY CORNELSSEN

3. Fortsetzung.

Copyright 1935 by Ullstein A. G., Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

An Bord des englischen Schiffes „Bounty“, das sich auf der Heimfahrt von Tahiti befindet, kommt es am 28. April 1789 zur Meuterei. Der Kapitän des Schiffes, Leutnant Bligh, und die ihm Treugebliebenen werden in einem Boot ausgesetzt und erreichen nach abenteuerlicher Fahrt die holländische Kolonie Kupang auf Timor. Die Meuterer dagegen, die über der Sehnsucht nach den Freuden des Südsee-Paradieses Pflicht, Gehorsam und Heimat vergessen haben, treten unter Führung des Steuermannsgehilfen Fletcher Christian die Rückfahrt an. Ihr zweimaliger Versuch, auf der einige Tagereisen von Tahiti entfernt liegenden Insel Tubuai festen Fuß zu fassen, mißlingt. Dann kommt es zur Trennung auf Tahiti: siebzehn Mann der „Bounty“ bleiben dort, die übrigen neun steuern mit sechs farbigen Männern und zwölf farbigen Frauen südostwärts nach der unbewohnten Pitcairn-Insel, um sich dort anzusiedeln.

Die „Bounty“ in Flammen

Pitcairn war unbewohnt. Die nächste Aufgabe war jetzt, die Gefahr einer Entdeckung nach Möglichkeit auszuschalten. Carterets Bericht hatte gezeigt, daß ein unwillkommener Besuch nicht ausgeschlossen war. Dann aber war die Gefahr einer Entdeckung um so größer, als die hohen Masten der „Bounty“ weithin über das Meer zu sehen waren. „Die Schiffe hinter sich verbrennen“ — das geflügelte Wort wurde hier zur gebieterischen Notwendigkeit.

Langsam wurde die „Bounty“ all der Dinge entleert, die man irgendwie auf dem Land verwenden konnte. Langsam, immer langsamer geschah das, denn das Schiff wirkte immer leerer und verlassen bei jedem Besuch, und immer stiller wurden die Männer bei dieser Arbeit.

Als Christian dann den Befehl gab, die „Bounty“ in Brand zu setzen, da fehlten von den neun Weißen vier, die gerade in dieser Stunde die andere Seite der Insel untersuchen wollten. Die andern standen mit verschlossenen Lippen, ohne auf die Farbigen zu achten, die sich in Erwartung des feurigen Schauspiels vor lärmender Neugier nicht zu fassen wußten.

An mehreren Stellen zugleich wurde im Schiffsrumpf Feuer gelegt. So drang der dicke schwarze Qualm zugleich aus allen Lutten, kaum, daß die Männer aus dem Boot an Land gestiegen waren und sich zurückwandten. Als das Feuer sich durch das Deck nach oben hindurchgefressen hatte, leckten die Flammen an den ragenden Masten hinauf wie rote Zungen. Segel und Tauwerk waren zuvor geborgen. In-

miten von Rauch und Flammen stand die „Bounty“, qualmte und stöhnte, daß es bis zu den Männern am Inselstrand hinüberklang. Stand, schwarzes verholtes Gerippe eines lebendig gewesenen Schiffes, bis der Hauptmast mit wildem Krachen durch das Deck brach. Bis zur Wasserlinie brannte das Schiff herunter, der Rest trieb auf die Klippen. Dort wurde auch dies letzte, das von der „Bounty“ blieb, zerstört.

Noch lange saßen die Männer schweigend am Strand; die Zähne in die Pfeifenmundstücke verbissen, starrten sie hinaus auf die leere Wasseroberfläche. Hatten sie doch noch gedacht, eines Tages mit der gestohlenen „Bounty“ in die Heimat zurückkehren zu können?

Nur Fletcher Christian war, ohne sich noch einmal umzusehen, auf die Höhe zurückgekehrt, wo er die Siedlung anzulegen gedachte. Er hatte sich abgewandt, endgültig von allem, was hinter ihm lag. Er war entschlossen, für sich und die andern das, was das Schicksal ihm auferlegte, zu meistern.

Tage des Friedens

Die „Bounty“ vernichtet, die einzige Brücke, die in die alte Welt zurückführt, abgebrochen —

Die Anforderungen des Tages lassen keine Zeit zu trüben Gedanken. Am wichtigsten ist die Wahl eines günstigen Siedlungsplatzes. Er muß zugleich bequem und sicher sein. Vor allem sicher. Tief im Grünen versteckt, damit die Insel den etwa vorüberziehenden Schiffen wie einst Kapitän Carteret unbewohnt erscheint. Ein schönes Plateau unmittelbar über der Bounty-Bucht entspricht allen Anforderungen. Es ist mit Bäumen bewachsen, die die Bohnstätten am hinteren Rande vollkommen verbergen, aber nicht so dicht stehen, daß man nicht zwischen ihnen hindurchstreifen kann.

Und Pfade müssen angelegt werden. Aber wie und wo? Nach welchen Gesichtspunkten?

Nun zunächst wohl den steilen Hang hinauf von



... In Rauch und Flammen stand die „Bounty“, qualmte und stöhnte, daß es bis zu den Männern am Inselstrand hinüberklang ...

Zeichnung: K. F. Brust

der Bounty-Bucht zum Plateau. Und dann muß unbedingt der Pfad auf den steilen Felsen an der Ostküste der Insel gesichert werden, der wie von der Natur geschaffen erscheint, um den Menschen einen Zugang zu den Nestern der Seevögel zu öffnen — nur daß er recht gefährlich ist, schmal und steil.

Vielleicht ein Seil als Geländer? Dann kann man gleich den Felsen, um den er führt, den Seil-Felsen nennen und den Pfad den Seil-Pfad. McCoy und Quintal übernehmen die Ausführung.

Weitere Pfade sind durch den dichten, wild verwachsenen Wald nach Süden zu schlagen. Sonst können die Frauen nie und nimmer auf die Gegenseite der Insel gelangen, um dort die Maulbeerrinde zur Herstellung des Tapa-Baststoffes zu holen.

Und der Fischfang? Aber das führt vorläufig viel zu weit. Das Nächstliegende bleibt der Häuserbau. Beim Holzschlagen kann man gleich daran gehen, die Lichtung, die man später bebauen will, zu vergrößern, indem man die Stämme an ihren Enden schlägt.

*

In das Lachen der Farbigen, das die Weißen an Bord der „Bounty“ so oft belästigt hat, klingt jetzt immer öfter und herzlicher ihr eigenes hinein. Von Tag zu Tag erkennen sie mehr, wie göttliches Geschenk ihnen da auf der blauen Schale des Ozeans gereicht worden ist. Vom Zufall? Von der Vorlesung? Von den roten Göttern, sagten die Tahitianer, die sich den strengen Bildnissen immer noch nur mit Scheu zu nähern wagen. Die Weißen lachen sie deswegen aus — aber mit weniger Berechtigung, als sie selbst zu ahnen vermögen.

Die Pflanzenwelt, die sie umgibt, erscheint ihnen als das wilde Produkt einer verschwenderischen Natur. Sie denken nicht darüber nach, daß alles, was irgendwo wächst, irgendwoher gekommen sein muß. Haben sie nicht selbst Samenableger und ganze Pflanzen mitgebracht, dank dem wackeren Nelson, von dessen botanischer Vorforsorge sie jetzt leben sollen, während er selbst schon nicht mehr unter den Lebenden weilt? Zuckerrohr, Ingwer, Tee und Tabakpflanzen, Taro und Yam, der ihnen die heimische Kartoffel ersetzt?

So sind auch die Kolosbäume, die ihnen zart zu Häupten säckeln, ist der Kleiderbaum, dessen Namen über die Verwendbarkeit der Faser genug verrät, ist der schmückende Blumenbaum und so manches andere Frucht und Blüte tragende nicht ein zufälliges Geschenk der Natur. Die roten Götter haben es zwar nicht geschaffen, aber mit denen, die die roten Götter geschaffen haben, ist es vor Jahrhunderten hierhergekommen, farbigen Leuten, die vielleicht ein ähnliches Schicksal wie das ihre hierher verschlagen hat. Und was diese vorfanden, ist einmal auf irgendeine Weise von Indien herübergekommen. Nur die Seevögel, deren Schwärme manchmal die Sonne verdunkeln, haben hier ihre Heimat und werden bald zu Hühnern, Ziegen und Schweinen das willkommenen Wildgeflügel abgeben.

Rein, an dem, wofür man drüben in Europa vom Morgen bis zum Abend schwer arbeiten muß, an der Nahrung wird es den Kolonisten von der „Bounty“ nicht fehlen. Fruchtbarer Boden ist ausreichend vorhanden. Er liegt vor allem — auch das ist ein wichtiger Grund für die Wahl der Siedlungsstelle — in schönen Tälern, die von dem Plateau bergaufwärts streichen. Vielleicht wird man einmal, wie man es in Tahiti gesehen hat, dort oben am Fuß der großen Felsenrinne kleine Sommerhäuschen errichten, um den kühlen Seewind in luftiger Höhe zu genießen. Sicherer ist man dort als unten in den grünen Vertiefungen. Eine blühende, grünende Festung — ja, eine Festung ist diese Insel.

Soll nur einmal jemand landen und sich ihrer zu bemächtigen versuchen! Ein Engpaß, mit wenig Mann zu halten, liegt hinter dem anderen. Höhlen gibt es, nur kletternd zu erreichen, die Brandung wirkt wie ein unüberwindbarer Festungsgraben. Oben auf der höchsten Erhebung, 350 Meter über dem Meer, legt Fletcher Christian sich eine eigene letzte Zuflucht an. Am Ende eines nur ein paar Fuß breiten Grates öffnet sich dort eine Höhle, deren Eingang kaum Mannesbreite hat. Die Männer nickten sich gegenseitig belustigt zu, wenn er mit regelmäßiger Sorgfalt seinen Proviant für Wochen dort oben ergänzt und ersetzt. Aber sie haben zugleich Respekt davor. Das ist die Haltung eines Mannes, der fest entschlossen ist, sein Leben so teuer wie möglich zu verlaufen.

Ja, Fletcher Christian ist wieder ein anderer geworden, und so wird er fortan — nur für kurze Jahre! — bleiben: einer, der dankbar fühlt, daß nach

einer schweren Verirrung das Leben ihm mehr, unendlich viel mehr, als er noch erwarten konnte, geschenkt hat. Er vergilt es durch eine ernste Heiterkeit, durch Geduld, zugreifende Hilfsbereitschaft, milde Vermittlung unter den Seinen. Kein Bliß, aber doch ein Führer, soweit diese wilde Schar geführt werden kann. Vielleicht, daß Bliß, wenn er ihn so sähe, ihm verzeihen würde?

*

Feuerbrände bewegen sich über den nächtlichen Meeresspiegel, Menschen, braune und weiße, in ihrem Schein —

Der Fischgrund um die Insel ist beutereich, aber tief und gefährlich. Mit der Methode der Weißen ist hier nichts anzufangen. Man hat sich schnell entschlossen, die Kunst der Farbigen anzunehmen, die nachts im Schein von Fadeln fischen. Der Feuerchein lockt die Fische in Scharen an, und man kann sie ohne weiteres speisen.

Die Farbigen machen es den weißen Männern vor. Und sie wollen sich ausschütten vor Lachen, daß den klugen überlegenen Weißen so wenig gelingen will, was ihnen selbst von Kindesbeinen geläufig ist. So lachen sie, lachen — bis Quintal mit einem Fluch seinen Speer ins Wasser schleudert und den tollsten Lacher, den geschmeidigen Titahiti, hinterdrein. Der brüllt vor Schreck auf und sprudelt das geschlucte Wasser in Kaskaden von sich, als er wieder auftaucht. Jetzt ist das Lachen an den Weißen, und auch die anderen Farbigen lachen mit.

Doch als Quintal dann Titahiti, der wieder in das Boot klettern will, auf die Hände schlägt, die den Bootsrand umklammert halten, da verstummt das Lachen der Farbigen. Ehe Quintal sich dessen versieht, stürzen Manale und Tenua sich auf ihn. Edward Young springt ihm bei und verhindert, daß sie Quintal jetzt ins Wasser schleudern, mit dem Ergebnis, daß sie sich nun gegen ihn selbst wenden. Es bedarf der ganzen Autorität Christians, um Unheil zu verhüten.

O-Miamah, die mit den anderen Frauen am Ufer steht und dem Fischfang zuschaut, stößt einen Schreckensschrei aus, als sie Edward, der nicht schwimmen kann, in so gefährlicher Lage erblickt. Besorgt beruhigt er sie, die noch immer zitternd dasteht, als er nach der Landung des Boots an Land springt. Sie ist, seit sie ein Kind von ihm trägt, leicht zu Schrecken und Tränen geneigt.

In der beginnenden Dämmerung kehren sie zur Siedlung zurück. Edward stützt sie zärtlich auf dem Weg den steilen Hang hinauf. Im gegenwartsnahen Temperament der Südeuropäer vergißt sie den überstandenen Schrecken bald, glücklich schmiegt sie sich an den geliebten Mann. Durch die Stämme der Palmen winkt ihr Haus...

Ihr Haus, ein richtiges zweistöckiges Haus. Fest gefügt aus dem harten Holz des Laminabaumes, das Siebeldach mit Palmblättern bedeckt, wie um die fremde Form den darüber ragenden Bäumen der Landschaft anzupassen. Die Wände fast ganz von Fensterlücken durchbrochen, die bei einem Unwetter durch Läden geschlossen werden können. Vorsichtig vom Wohnhaus getrennt die Feuerstätte, daneben der kleine Stall für Schafe, Hühner und Ziegen.

Sie treten nicht ein in den noch im dämmerigen Dunkel liegenden Raum mit dem schweren Eßtisch und den sauber geschreinerten Stühlen darum. O-Miamah möchte zu dem Platz der roten Götter, um nach der schreckhaften Nacht die tröstende Sonne aus dem Meere aufgehen zu sehen. Wie sie den Pfad hinübergehen, dringt plötzlich lautes Geschrei an ihr Ohr. O-Miamah greift nach Edwards Arm, er sieht unbehaglich zur Seite. Die beiden farbigen Missetäter erhalten da unten die Züchtigung, die Christian ihnen zudiktirt hat. Er hat es nicht gerne getan, aber was bleibt ihm übrig! Die anderen verlangen es. Recht oder Unrecht, die Autorität der weißen Rasse muß unter allen Umständen aufrechterhalten werden.

Stahlgrau liegt in dem erwachenden Morgen das Meer, aber die Brandung glänzt schon in starkem Weiß, als sei sie die Quelle des erwachenden Lichtes. Der senkrecht aufsteigende Felsgipfel zu Häupten der beiden färbt sich schon mit den ersten zartrosa Tönen. Längst ist das Geschrei der Seevögel erwacht, in den Arabesten ihres Flugs sehen sie aus wie weiße Wellenfäden, emporgeschleudert aus der Brandung, über der sie fliegen. Sanft rauschen die Gipfel der Palmen im Morgenwind.

Edward steht neben O-Miamah, in einer Aufwallung inniger Zärtlichkeit zieht er sie an sich heran. Der Traum an Bord der „Bounty“ — was ist er

gegen dies Uebermaß von Erfüllung? Er sucht nach einem neuen Wort der Zärtlichkeit...

„Susanna“, flüstert er ihr zu. Er weiß selbst nicht, warum er sie so nennt. Ein Name aus der Heimat, aber mit dem gleichen klingenden a am Ende.

O-Miamah horcht verwundert auf. Ein Lächeln, ein ahnendes Begreifen... Edward hält sie in den Armen.

Ein roter Strahl trifft ihre Gesichter. Die Sonne taucht aus dem Meer. Wie mit einem Sprung steht sie voll auf der makellosen Linie des Horizonts.

Die Felsenrinne zu Häupten ist wie ein brennender Turm, in purpurnem Rot glühen die ersten Göttergestalten. Das Stahlgrau des Meeres wandelt sich in durchsichtiges Blau. Bis in dem weißer werdenden Licht der Grüngürtel der Wälder aufschimmert, ein einziger funkelnder Ring aus Smaragd.

Es ist das Paradies.

Das Paradies wird zur Hölle

Es ist das Paradies. Zwei Jahre lang. Für die weißen Männer.

Es wird die Hölle für die Farbigen. Sie sind als Freunde mit den Weißen gegangen, von denen sie auf Tahiti nur Gutes erfahren haben. Sie haben als tapfere Kameraden an ihrer Seite gekämpft in den schweren Tagen von Tubuai.

Und wie sieht es jetzt aus?

Neun weiße Männer teilen, was zu teilen ist: das fruchtbare Land und die Frauen. Neun Frauen für die neun Weißen, drei für die sechs Männer aus Tahiti — neun Teile Land für die neun Weißen, sechs für die sechs Männer von Tahiti.

Ein Mann aus Tahiti auf zwei Weiße.

Sklavendienste müssen die Farbigen leisten.

*

Nicht ein unzufriedenes Wort war den Männern von Tahiti einfallen, als Christian das Land verteilte. Gewiß, sie hatten es sich anders gedacht, aber bei den Weißen mußte es wohl so sein. Was kümmerte es sie, wenn das Land gehörte, wenn sie nur ihren Lebensanteil an seinen Früchten erhielten! Auch mit der Minderzahl der Frauen konnten sie sich abfinden. Sie hatten ihre eigene eheliche Moral, was nicht hinderte, daß die drei Frauen ordentlich drei Männer wählten oder von ihnen gewählt wurden.

Die Haltung der Weißen — dieser Weißen — wird verständlich, wenn man die Anschauungen der Zeit und ihre Lage berücksichtigt. Ihr freundschaftlicher Verkehr mit den Eingeborenen auf Tahiti entsprang keineswegs einer sentimentalischen Ueberspannung, und auch Bliß würde man unrecht tun, wollte man ein romantisches Weltverbrüderungsgefühl bei ihm voraussetzen. Er war Engländer, überzeugt von der tiefen Kluft zwischen Weiß und Farbige. Aber er war zugleich ein kluger Politiker und eine Persönlichkeit von hohem menschlichen Rang. Die Klugheit gebot, daß 46 Weiße unter den Tausenden von Farbigen, von denen sie etwas wollten, sich als Freunde bewegten. Dabei konnte man im Bewußtsein des eigenen Ranges jedem das Seine zugestehen. Und da diese Wilden wie liebenswerte Kinder erschienen, konnte man es ihnen mit Wärme geben, solange nicht wichtigere Interessen gefährdet wurden.

Die Leute der „Bounty“, einfache Matrosen, geführt von ein paar unerfahrenen jungen Männern, waren freilich von einer so großzügigen und zugleich klugen Betrachtungsweise weit entfernt. Sie hatten beurteilt, daß es nicht geraten war, sich mit den Eingeborenen zu verfeinden, solange sie sich in der Ueberzahl befanden. Aber hier auf Pitcairn, wo sie durch Zahl und Bewaffnung die unbeschränkte und unbestreitbare Uebermacht hatten? Den Farbigen auch nur halbwegs gleiche Rechte einräumen? Es kam nicht in Frage, kam um so weniger in Frage, als die Frauen, die den Weißen gefolgt waren, sich eben als die Frauen ihrer Männer betrachteten, kaum aber noch als Stammesgenossen ihrer Freunde von drüben und ehemals.

Nicht die formelle Sklaverei der Farbigen, nur die Formen, die sie annahm, legten den Keim zu den grauenhaftesten Ereignissen, die die friedliche Insel zum Schauplatz eines Kampfes aller gegen alle machen sollte.

Wie gern und freudig arbeiteten die Farbigen trotz kleiner Zwischenfälle zunächst an der Seite ihrer weißen Herren auf den Feldern, die, gerodet und bestellt, die mitgebrachten Samen empfangen und



*Doppelt
fermentiert* 48



*Ein seltener Schnappschuß!
Auch dieses Spiel führt zum
bewußten Genuß einer reinen
Tabakmischung.*



... Feuerbrände bewegen sich über das nächtliche Meer, Menschen, weiße und farbige, in ihrem Schein. Er lockt die Fische in Scharen an, und man kann sie ohne Mühe speisen ...

Zeichnung: K. F. Brust

bald in üppiger Ernte vielfach zurückgaben! Leichte Mühe, so leicht wie drüben auf Tahiti, wo Zeit in Hülle und Fülle geblieben war zum faulen Herumlungern in den Wäldern, zu Tanz und Spiel.

Doch nicht umsonst hatten McCoy und Matthew Quintal sich vorgenommen, jenen das ewige Lachen auszutreiben. Schlagen sie doch sogar einmal in völligem Ernst vor, alles Lachen und Scherzen ausdrücklich zu verbieten. Wenn sie damit auch nicht durchdrangen — Fletcher Christian und Edward Young lehnten das Ansinnen ärgerlich ab —, so hatte ihnen doch bei ihren eigenen Farbigen niemand dreinzureden. Und sie sorgten in der Tat dafür, daß denen das Scherzen und Lachen rasch verging. Da die anderen Weißen sich von Matthew und McCoy kaum sehr unterschieden, so fand ihre Methode bald Nachahmung, zumal sie sich für die, die sie anwendeten, als höchst vorteilhaft erwies.

Wenn die Farbigen gemeint hatten, daß mit der Arbeit ihrer Herren auch ihre eigene Arbeit zu Ende wäre, so hatten sie sich gründlich getäuscht. Was hat man von einem Sklaven, wenn er nicht schuftet, damit man selbst faulenzeln kann? Genug schon, wenn man beim Feldebau mit zugreifen muß.

Macht euch nützlich, ihr Halunken, so hieß es bald. Was, die Schweine sind noch nicht gefüttert? Was, du hast heute wieder nur zehn Seevögel gefangen? Was sagst du? Sie sind jetzt scheu geworden und nisten, „wo es so steil ist“? Macht nichts aus, ob du dir die Knochen da oben zerbrichst oder ob ich sie dir mit dem Knüppel da zerschlage.

Christian und Edward, die zum Wasserplatz gegangen waren — einer Mulde, die den Regen sammelte, von Carterets fließendem Quellwasser war nichts zu entdecken gewesen —, hielten sich die Ohren

zu, als das Schreien der Geschlagenen zu ihnen heraufschallte.

„Kannst du nichts dagegen tun, Christian?“ Christian zuckte die Achseln. „Sie sind vier, und die anderen drei haben auch nichts dagegen.“

Die Farbigen hatten sich zu Anfang in ihrer Not ein paarmal an ihn gewandt. Quintal war ihm drohend über den Mund gefahren, als er versucht hatte, für sie einzutreten:

„Laß die Herrenmanieren, mein Junge! Sei froh, daß wir vergessen haben, wem wir das Bürgerrecht in diesem komfortablen Staat verdanken.“

Fletcher Christian und Edward Young waren die einzigen, die ganz auf die Dienste der Farbigen verzichteten und ihnen mit der alten Freundlichkeit entgegentraten. Die Farbigen dankten es mit treuer Anhänglichkeit.

*

Eines Tages stürzte John Williams' Frau, als sie die Nester der Seevögel in den Felsen nach Eiern absuchte, tödlich ab.

Der erste Unglücksfall in der Kolonie.

Williams verlangte eine andere Frau. Eine von den Frauen der Farbigen. Christian widersetzte sich. Er erkannte die Gefahren, die dies Verlangen in sich barg. Die anderen stimmten ihm zu, sogar McCoy und Quintal. Ihre Farbigen hatten in der letzten Zeit Zeichen einer wachsenden Auffässigkeit gegeben. Und da es sich nicht um sie selbst handelte ...

Da drohte Williams, die Insel im Boot zu verlassen, wenn man seine Forderung nicht erfüllte. Williams war der einzige Schloffer unter ihnen, sie konnten ihn nicht entbehren.

Er erhielt Talolos Weib.

Das Lied der Frauen

Die Frauen summten, wo sie gingen und standen, wie auf Tahiti ihre Lieder vor sich hin. Die weißen Männer achteten nicht darauf.

Da klang plötzlich in jeder Hütte ein neues Lied auf, gesungen, wiederholt, gesungen, wiederholt. Bei der Arbeit am Webegerät, beim Kochen an der Feuerstätte, abends hinter den Fenstern.

Wenn die Männer vor der Tür saßen oder sonstwie in der Nähe waren. Immer nur, wenn die Männer in der Nähe waren.

„Teufel, was singt sie da?“ Zum ersten Male kam Fletcher Christian der Text des neuen Liedes zum Bewußtsein.

Als William Brown sich von Christian verabschiedet hatte und zu seinem Haus hinüberging, klangen ihm dieselben Worte entgegen:

„Blühe, kleine Blume des Blumenbaums, blühe weiß und zart.

Duften, kleine Blume des Blumenbaums, duften wild und süß.

Sag' mir, kleine weiße Blume des Blumenbaums: Warum schärft der farbige Mann seine Axt: Um den weißen Mann zu töten.“

Erschrocken kam Brown, nachdem er seine Frau — endlich! — nach der Bedeutung des Liedes befragt hatte, wieder zu Christian hinübergelaufen. Sie erfuhren von Christians Frau das gleiche: Unter den Farbigen war eine Verschwörung im Gange.

Christian ergriff eine Flinte und ging zum Gemeinschaftshaus der Tahitier. Unterwegs überlegte er. Man brauchte es nicht so ernst zu nehmen. Sein



ZEITLOS
IN LEISTUNG
UND STIL



SIEMENS

3 RÖHREN-SCHATULLE

RM 248,-

Verlangen Sie bitte von Ihrem Händler oder von uns direkt den erklärenden Prospekt über „Die neuen Ziele“ auf dem Rundfunkgebiet
SIEMENS & HALSKE AG · WERNERWERK · KV · BERLIN-SIEMENSSTADT

Ansehen und vielleicht ein Schreckschuß, der ihnen zeigte, daß man auf der Wacht war, würden genügen.

Die sechs Männer, die vor ihrem Hause saßen, sprangen ängstlich auf, als sie Christian mit erhobener Gewehr auf sich zukommen sahen und gleich darauf eine Kugel über ihre Köpfe piffte. Zwei von ihnen, Talolo und Tenua, liefen davon. Als sie sich in Sicherheit glaubten, wandten sie sich um und verhöhnten den Weißen, der so schlecht zu schießen verstand. Dann verschwanden sie im Busch.

Blieben verschwunden. Eine stete Beunruhigung und Gefahr.

Talolos ehemalige Frau war eines Tages mit den braunen Männern zum Fischen gegangen. Talolo sah sie, beugte sich von einem Felsen zu ihr herab und forderte sie leise auf, zu ihm zu kommen. Sie war in diesem Augenblick von den anderen entfernt und wagte nicht zu widerstreben. Talolo ergriff sie und schleppte sie in den Wald.

Eines Tages stieß Manale auf Talolo und Tenua. Er redete freundlich mit ihnen. Sie baten ihn, er möchte ihnen doch etwas zu essen bringen.

Am nächsten Tag kam Manale wieder. Brachte ihnen drei Portionen Fleischpudding, den sie besonders gerne mochten. Für Talolo, Tenua und die Frau. Talolo erhielt das größte Stück. Als er gerade gierig hineinbeißen wollte, sah er, wie Manale mit Tenua einen Blick wechselte. Beide waren vorher abseits gegangen und hatten miteinander gesprochen. Da warf Talolo das Fleisch in den Wald und teilte das kleinere Stück mit seiner Frau.

Sein Verdacht hatte ihn nicht betrogen. Gift tötet so sicher wie ein Schuß.

Sicherer noch. Talolo fuhr herum. Hinter ihm hatte der Hahn einer Pistole geknackt. Manale hielt sie in der Hand. Sie hatte versagt. Wie ein Pfeil schoß Talolo davon, Manale setzte hinter ihm her, erreichte ihn, in wildem Kampf verchlungen wälzten sich beide am Boden.

Keuchend rief der schwächere Talolo seiner Frau zu, ihm zu Hilfe zu kommen. Sie eilte herbei und half — Manale, ihren Mann erschlagen. Zusammen mit Tenua, den sie für sich gewonnen hatten, kehrten sie ins Dorf zurück.

Matthew Quintal und McCoy waren eitel Freundschaft gewesen, als es galt, die zurückgebliebenen Farbigen zu besänftigen und ihnen einzureden, daß Talolo beseitigt werden mußte. Wie gut sie es künftig bei ihnen haben würden! Ein Mann bei den Farbigen weniger, die Frau für die Weißen, das glückte sich aus. Talolos Weib aber war die Letzte, die etwas dagegen hatte, einen farbigen Mann gegen einen Weißen einzutauschen.

*

Die Zeit floss dahin. Das Abenteuer wurde zum Alltag. Man aß, trank, schlief, säte, erntete wie überall sonst auf der Erde. An einem Donnerstag des Oktober 1790, kurz nachdem Talolo erschlagen worden war, wurde das erste Kind auf der Insel geboren. Es erhielt seine Vornamen vom Tag der Geburt: October Thursday („Oktober Donnerstag“).

Christian war der Vater. Die Kopffahl der Inselbewohner war wieder die gleiche.

Dann lagen Kinder von Williams, Mills, McCoy, Quintal, Young, und wieder ein kleiner Christian, in ihren sauber geschreinerten Wiegen. Die Farbigen vermehrten sich nicht.

Hatten die Kinder McCoy und Quintal weicher gemacht? War ihnen die Gefahr, in der sie geschwebt hatten, in die Glieder gefahren? Ueberzeugte sie Christians Zureden, daß diese willigen Menschen bei guter Behandlung nur um so besser arbeiteten? Sie brauchten nur zu Edward Youngs Feld hinüber zu sehen, wo die Farbigen in jeder freien Stunde, die ihnen blieb, freiwillig aus Zuneigung für ihn werkten.

Wohl ein Jahr lang gingen McCoy und Matthew Quintal schonender mit ihren Leuten um. Aber je mehr die Erinnerung an das blutige Ereignis zurückkam, um so stärker kamen die dunklen Instinkte wieder an die Oberfläche. Von neuem durchgelitten die Schreie mißhandelter farbiger Männer die Insel . . .

Christian ließ geschehen, was geschah. Er war in dieser Zeit seltsam teilnahmslos. Oft stieg er auf die oberste Felszinne hinauf, sah dort und starrte stundenlang auf das Meer hinaus. Edward versuchte vergebens, ihn aufzurütteln: das ginge so nicht weiter mit Matthew und McCoy, es würde ein schlimmes Ende nehmen, für sie alle, nicht nur für die beiden. Christian hörte kaum zu, antwortete mit halben Worten. Fuhr schließlich Edward an, ihn in drei Teufels Namen zufrieden zu lassen. Sie trennten sich im Jörn. Ein Anfall des wildesten unwiderstehlichen Heimwehs. Was sollte man dagegen tun? Es würde vorüber gehen.

Edward wußte, was er wußte. Eine seltsame Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wurde das Blut der westindischen Mutter in ihm wach? Er spürte, wie er sich den Farbigen allmählich näher verbunden fühlte als seinen weißen Schicksalsgenossen. Wer war denn unter diesen, den er nicht lieber gehen als kommen sah? Christian? Er empfand einen wachsenden Groll gegen ihn, seit er erkannt hatte, daß von ihm für seine farbigen Freunde nichts zu erwarten war. Adams? Er war vielleicht der einzige, den die Atmosphäre der Insel besser, menschlicher gemacht hatte. Wenn man jetzt Edward mit einem der weißen Männer plaudern und lachen sah, konnte man sicher sein, daß es Adams war.

Die farbigen Männer aber sahen in Edward ihren einzigen Freund. Für die Frauen war er der Abgott. Keine unter ihnen, deren Gesicht nicht gestrahlt hätte, wenn er ihr begegnete. Alle aber sahen ihn — und er gab ihnen Anlaß genug dazu — allmählich fast als einen der Ihren an. Sie verhehlten ihm den Haß nicht, den sie gegen ihre Unterdrücker empfanden, sie verhehlten ihm vielleicht sogar nicht, was für Gedanken und Pläne dieser Haß in ihnen weckte.

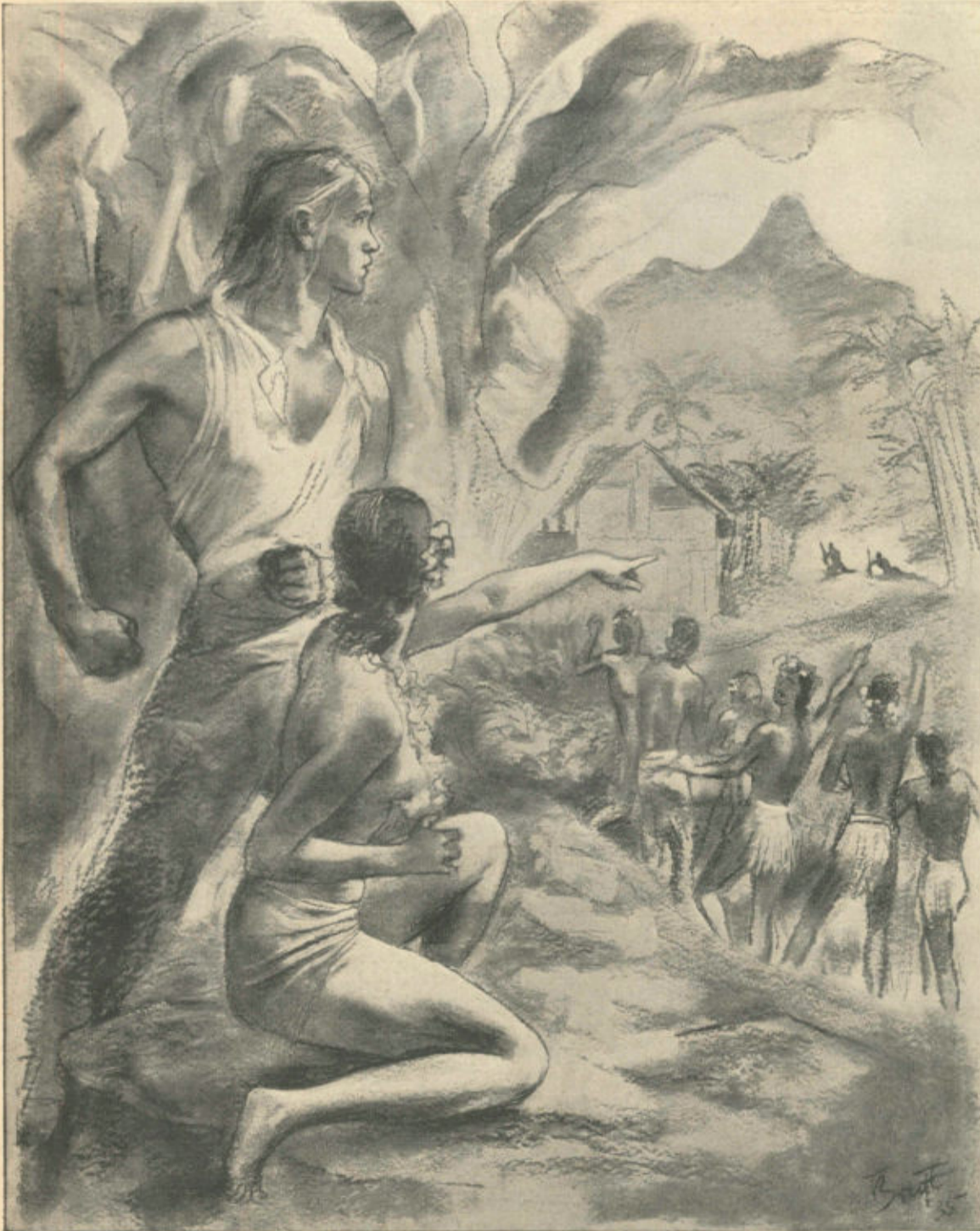
Niemand weiß, ob Young nicht geahnt hat, was dann am Ende des zweiten Jahres geschah.

Der Überfall

Es begann damit, daß zwei der Farbigen, Tenua und Nehu, nach einer besonders grausamen Bestrafung in den Wald entflohen, nachdem sie sich mit Waffen versehen hatten. Ihre Herren rasten vor But. Sie ahnten nicht, daß diese Flucht schon ein Teil des gegen sie geschmiedeten Komplottes war. Titahiti und Manale, die scheinbar Treugebliebenen, standen mit den beiden andern in geheimer Verbindung, um ihnen den günstigsten Augenblick für den geplanten Überfall anzuzeigen. Er sollte dann erfolgen, wenn alle Weißen sich allein auf ihren durch Bodenspalten von einander getrennten Plantagen befanden.

Am Morgen des Tages, der den Plan zur Wirklichkeit werden ließ, ließ Titahiti sich von seinem Herrn — es war Jaak Martin — Flinte und Munition unter dem Vorwand, Säue zu schießen, die in den Wäldern verwildert waren. Als der erste Schuß fiel, horchte Martin befriedigt auf: „Ausgezeichnet, das wird ein feines Fest geben.“ Er ahnte nicht, daß ein paar hundert Meter von ihm entfernt der erste seiner Kameraden, John Williams, unter Titahitis Schuß zusammengebrochen war.

Von Williams zogen die Farbigen zu Christians Plantage hinüber, fanden aber dort statt seiner Mills und McCoy, bei denen Manale arbeitete. Um jeden



Wie eine lebende Mauer umgeben die Frauen Edward Young, den sie alle lieben. Keiner von den Farbigen darf ihm zu nahe kommen.

Zeichnung: K. F. Brust



Immer wieder **IDEE!**

Viele Menschen, denen bisher Kaffee nicht bekommen ist, trinken regelmäßig und ohne Beschwerden **IDEE** Kaffee. Dieser wird nach einem gesetzlich geschützten Verfahren veredelt und ermöglicht deshalb vielen Kaffee-Empfindlichen einen ungetrübten Genuß. **IDEE** Kaffee ist Vollkaffee mit allen seinen aromatischen und anregenden Vorzügen. Machen Sie einen Versuch mit **IDEE** Kaffee; wahrscheinlich können Sie in Zukunft nach Herzenslust Kaffee trinken. Das große 200 g Paket kostet 122 Pfennig, das kleine 100 g Paket 61 Pfennig.

J. J. DARBOVEN, HAMBURG 15

Verdacht zu zerstreuen, den der Schuß bei den Weißen erweckt haben konnte, baten sie Mills, er möchte Manale erlauben, die geschossene Sau mit hereinzubringen. Mills willigte ein. Zu viere beschließen die Farbigen jetzt Christian, der auf seinem Jamsfeld arbeitete, und schossen ihn nieder.

McCoy, der Christians Todesstöhnen hörte, hob den Kopf: „Hör mal! Da liegt doch jemand im Sterben?“ Mills lachte ihn aus. Es sei Christians Frau gewesen, die die Kinder zum Essen rufe. McCoy ließ sich beruhigen, wäre sogar beinahe nichtsahnend in die Falle gegangen, die man ihm inzwischen gestellt hatte. Manale kam nämlich zurück und teilte ihm mit, daß die beiden geflohenen Farbigen wieder da seien und eben seine Wohnung ausplündern wollten. Als er eilig das Haus betrat, schossen die darin Versteckten auf ihn. Die Kugeln sausten dicht an seinem Kopfe vorbei; er stürzte zu Mills zurück und erzählte ihm, was geschehen war.

Mills aber weigerte sich, den Vorschlag McCoy's zu folgen und mit ihm in die Wälder zu fliehen. Er glaubte, einen Freund unter den Farbigen zu haben, der nicht dulden werde, daß ihm etwas geschehe. Das wenigstens wußte McCoy genau, daß von freundschaftlichen Gefühlen der Farbigen ihm gegenüber nicht die Rede sein konnte. Er bedachte sich nicht lange und machte sich davon.

Mills bezahlte seine Vertrauensseligkeit mit dem Leben. Kaum hatte McCoy ihn verlassen, da fielen zwei Farbige über ihn her und erschlugen ihn.

Die beiden nächsten waren Jsaak Martin und William Brown. Tenua versuchte Brown, mit dem er immer gut ausgekommen war, zu retten und schoß nur mit Pulver auf ihn. Er rief ihm dabei zu, sich tot zu stellen. Unglücklicherweise erhob sich Brown zu früh; die anderen beiden Farbigen sahen es, kehrten zurück und erschlugen ihn mit ihren Keulen.

Martin, der aus der Plantage zurückgekehrt war, stand ruhig in seinem Garten, als die vier sich ihm näherten. Sie fragten ihn, ob er wisse, was sie heute früh getan hätten. Martin antwortete: „Rein.“ Da richteten sie zwei Flinten auf seinen Leib, spannten die Hähne und sagten: „Sol Schweine geschossen!“ Martin lachte, als auch schon ein Schuß losging und ihn verwundete. Er brachte noch die Kraft auf, davonzulaufen und sein Haus zu gewinnen. Hier erreichten ihn die Verfolger und schlugen ihm mit dem Schmiedehammer der „Bounty“ den Schädel ein.

Der einzige, der rechtzeitig die Gefahr erkannt hatte, war Quintal. Er traf McCoy bei Christians Leiche und rief ihm zu, sich nicht aufzuhalten. Vorher hatte er sein Weib herumgeschickt, um die anderen zu warnen. Er entkam mit McCoy in den Wald.

Seine Frau führte den Auftrag in der umständlichen Art aus, die den tahitischen Frauen anscheinend überall bei den Händeln zwischen Weiß und Farbig eigen gewesen ist. Als sie Adams traf, sagte sie ihm nicht geradenwegs, was im Gange war, sondern fragte ihn nur, warum er in einem solchen Augenblick arbeite. Adams, der die Frage nicht verstand, aber sah, wie erregt sie war, folgte ihr. Bei Browns Haus fand er die Farbigen auf ihre Flinten gestützt.

Er erkundigte sich, was es gäbe.

„Manu!“ (Sei still), war die Antwort.

Zu spät begriff er. Er versuchte zu fliehen, ein Schuß durchbohrte ihm die Schulter. Er stürzte zu Boden, zerbrach sich einen Finger bei der Abwehr eines Flintenkolbens, der auf ihn niedersauste. Dann ließen die Farbigen von ihm ab. Es war nur ein Mißverständnis gewesen. Adams war so wenig für den Tod bestimmt wie Young, den die Frauen wie eine lebende Mauer umgaben, um ihn vor einem ähnlichen Mißverständnis zu sichern. Sie kannten ihre Stammesgenossen und wußten, wozu sie, von Rachedurst und Blutrausch hingerissen, fähig waren.

Als die Sonne dieses Tages sich neigte, waren die Farbigen unbestritten Herren der Insel. In seinem Jamsfeld lag Fletcher Christian, die offenen Augen zum südlichen Himmel emporgerichtet, der sein Schicksal geworden war. Seit jener leidenschaftlichen Unbeherrschtheit des Augenblicks, die über sein Leben entschied, hatte er selbst kein Unrecht mehr begangen, hatte er diesem verlorenen Haufen in Rat und Tat die Treue gehalten. Aber er hatte Unrecht geschehen lassen. Unrecht geschehen lassen müssen.

Das letzte Licht der Sonne traf die hohe Felszinne der Insel. Von der Schutzhöhle auf hohem Grat dort oben hatte er oft über die wogende See geschaut, um seine Gefährten rechtzeitig zu warnen, wenn ein Schiff am Horizont auftauchen sollte. Kein Schiff war gekommen, um die Meuterer in Ketten nach England zu bringen — die Insel, seine Insel hatte ihn getötet.

*

Nach den Weißen kam die Reihe an die Farbigen. Es ist ein trübes Kapitel, quälender noch als die Schrecken, die vorausgegangen waren. List, Untreue, Tücke, Gewalt, Mord. Da ist kein Gesicht, das nicht hinter blutigem Nebel verzerrt erscheint.

Es ging um die Neuverteilung der Frauen. Es ging um die endgültige Auseinandersetzung zwischen Farbig und Weiß. Aber das war nicht das Eigentliche.

Mord war aus Unrecht gewachsen, Mord wuchs aus Mord.

Die Matrosen der „Bounty“ entstammten wie alle Seeleute jener Zeit nicht den zahmsten Schichten des Volkes. Die harte Schiffsdisziplin hatte schon ihre Gründe, und wenn sie gerade damals noch verschärft wurde, so haben Fälle wie die der „Bounty“ nicht wenig dazu beigetragen. Die neue Welle von Entdeckungsreisen sog alles an, was nach farbigen Abenteuern, aber auch nach leicht zu erringendem Reichtum und Genuß begierig war. Wiederholt wird berichtet, daß ganze Mannschaften die Schiffe verließen, wenn irgendwo an fremder Küste sich ihnen eine verheißungsvolle Aussicht zu bieten schien.

Dennoch hat man sich diese Männer nicht als gewalttätige Rohlinge von Haus aus vorzustellen. Wenn nichts dazwischen kam, tat auch ein Quintal oder McCoy unter dem Kommando eines tüchtigen Kapitäns jahrelang als waderer Matrose seinen Dienst. Ein Schicksal aber wie das der Pitcairn-Leute stellte Forderungen, denen sie nach ihrem ganzen Zuschnitt nicht gewachsen waren. Für immer aus den gewohnten Lebensverhältnissen gerissen, auf engstem Raum in nichtstuerischer Lebensgemeinschaft mit Farbigen zusammengedrängt, denen sie sich nach Rasse und Macht überlegen fühlten, in einer Natur, die in ihrer unwandelbaren Leppigkeit einen entnervenden Gegensatz zum Wechselrhythmus der nordischen Jahreszeiten bildete, mußten sie unmerklich in einen Spannungszustand geraten, der zu immer zuchtloserer Entladung drängte. Eine Art von Tropenkoller, der dann in seinen Auswirkungen auch die Farbigen ergriff. Wenn für den Beginn des großen Mordens noch die Frage nach Recht oder Unrecht gestellt werden kann, das Ende ist nur noch der rasende Kampf aller gegen alle, der wie eine Pest nur in der Erschöpfung der mörderischen Krankheitskeime sein Ziel findet.



Sie frieren winters und sommers...

Figurengruppe „Der Winter“ im Park der Würzburger Residenz.

Aufnahme: Asta Solfner

Wozu länger als nötig dabei verweilen?

Manale erschloß Nehu, als er ihn einmal Flöte spielend bei Susanna fand.

Quintal und McCoy töteten Manale, der zu ihnen in die Wälder geflüchtet war, im Einvernehmen mit den Leuten im Dorf: als Pfand für Friede und Versöhnung.

Die Frauen, verzweifelt über den Verlust ihrer weißen Männer, forderten Rache an den Mördern.

Susanna erschlug Titahiti mit der Art, als er schlafend bei seiner Geliebten lag. Sie hatte die Frau vorher gewarnt, ihren Arm um den Nacken des Mannes zu legen.

Gleichzeitig wurde Tenua, der letzte Farbige, von Young erschossen.

Sort von der Insel!

Glückliche Insel! Silberne Felsen stürzen senkrecht in ein Meer, dessen Gesicht wechselt mit dem Gesicht des wechselnden Tags. Wie ein blanker Spiegel aus geheimnisvollem Metall bietet es sich dem schimmernden Mond, malachitgrün mit zartem, weißem Spitzengeriesel raucht es sacht unter dem Raunen des jungen Morgenwinds. Schwarz, silbern, grün, grau, himmelblau und wieder sammet-schwarz umschmeichelt es die lichtgrüne Insel und singt sein ewiges Liebeslied, zart und wild, werdend und leidenschaftlich. Und das leise Rascheln des grünen Laubes in den ewigen Wäldern ist die Begleitmelodie dazu.

Aber die Menschen auf der Insel hörten es nicht. Däster gingen sie umher. Als der Alltag unerbittlich seine Fragen stellte, hatten sie erkannt, was der Tod so vieler Männer für das Leben auf der Insel bedeutete.

Das Singen der Frauen, das sonst vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Siedlung durchhallte, war verstummt. Kein Lachen mehr, nur schwere, freudlose Arbeit. Sie lag fast ganz auf den Schultern der Frauen, jetzt, da von fünfzehn Männern nur noch vier übrig waren.

Sieben Witwen kehrten abends todmüde vom Feld in die dämmrigen, öden Wohnungen zurück, wo kein liebevolles Wort, kein Kuß, keine Zärtlichkeit sie erwartete. In den Schlafräumen oben empfing sie das Bett, mit den Palmenblattmatrassen und den Decken aus Kleiderbaumstoff darüber. Es war viel zu breit für eine einsame, sinnenfrohe Frau.

Nachts lagen sie wach vor Sehnsucht nach ihren toten weißen Männern. Der Klang einer lauten Männerstimme im Nebenhaus erinnerte sie noch schmerzlicher an das, was sie verloren hatten.

Aber waren die, die ihre Männer behalten hatten, wirklich besser dran? Die Männerstimme im Nebenhaus war nicht nur laut, sie brüllte. Eine flehende Frauenstimme mischte sich dazwischen. Dann polterte etwas, klatschte, das Flehen der Frau war in ein schrilles Schmerzensgeschrei übergegangen.

McCoy und Quintal waren nach vorsichtigem Verhandeln aus ihrem Versteck in den Wäldern herabgekommen. Die grausige Lehre, die sie erhalten hatten, hatte sie nicht verändert. Sie brauchten keine Angst um ihr Leben mehr zu haben, und diese Angst war das einzige gewesen, das ihre wilden Instinkte noch ein wenig gebändigt hatte. Ob sie sich nicht vor dem Teufel fürchteten, fragte sie Adams. Sie lachten. Der Teufel schien eher mit ihnen im Bunde zu sein, wenn er gerade sie, die an dem Morde Schuld gewesen waren, am Leben gelassen hatte.

Da die Sklaven getötet waren, hielten sie sich an die Frauen. Frauen oder Sklaven — der Unterschied schien ihnen nicht so groß. Daß sie schwächer waren und sich nicht wehren konnten, machte die Sache nur um so verlockender und — gefahrloser.

Bis Quintal eines Tages seine Frau, die sich vor seinen Mißhandlungen zu einer der Witwen geflüchtet hatte, dort ausfindig machte, an den Haaren auf dem Boden herumzuschleifte und auf sie einschlug, bis sie besinnungslos liegen blieb.

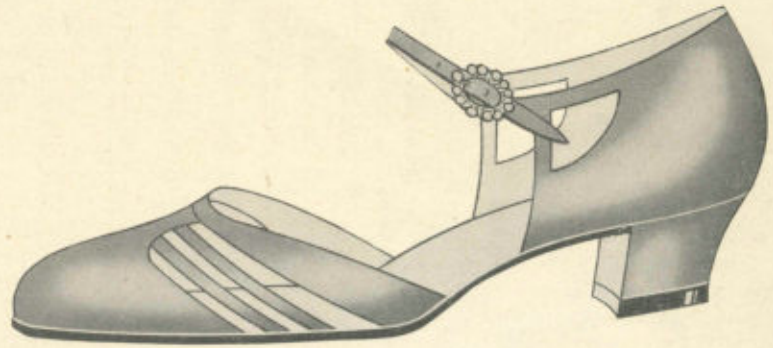
In der Zeit, die nun folgte, sah man die Frauen öfter als bisher beieinander stehen. Sie schwiegen auch nicht mehr, wenn einer der Männer in ihre Nähe kam. Sie sagten laut und deutlich, daß sie das Leben auf der Insel nicht mehr ertrügen.

(Fortsetzung folgt.)

Abendschuhe



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



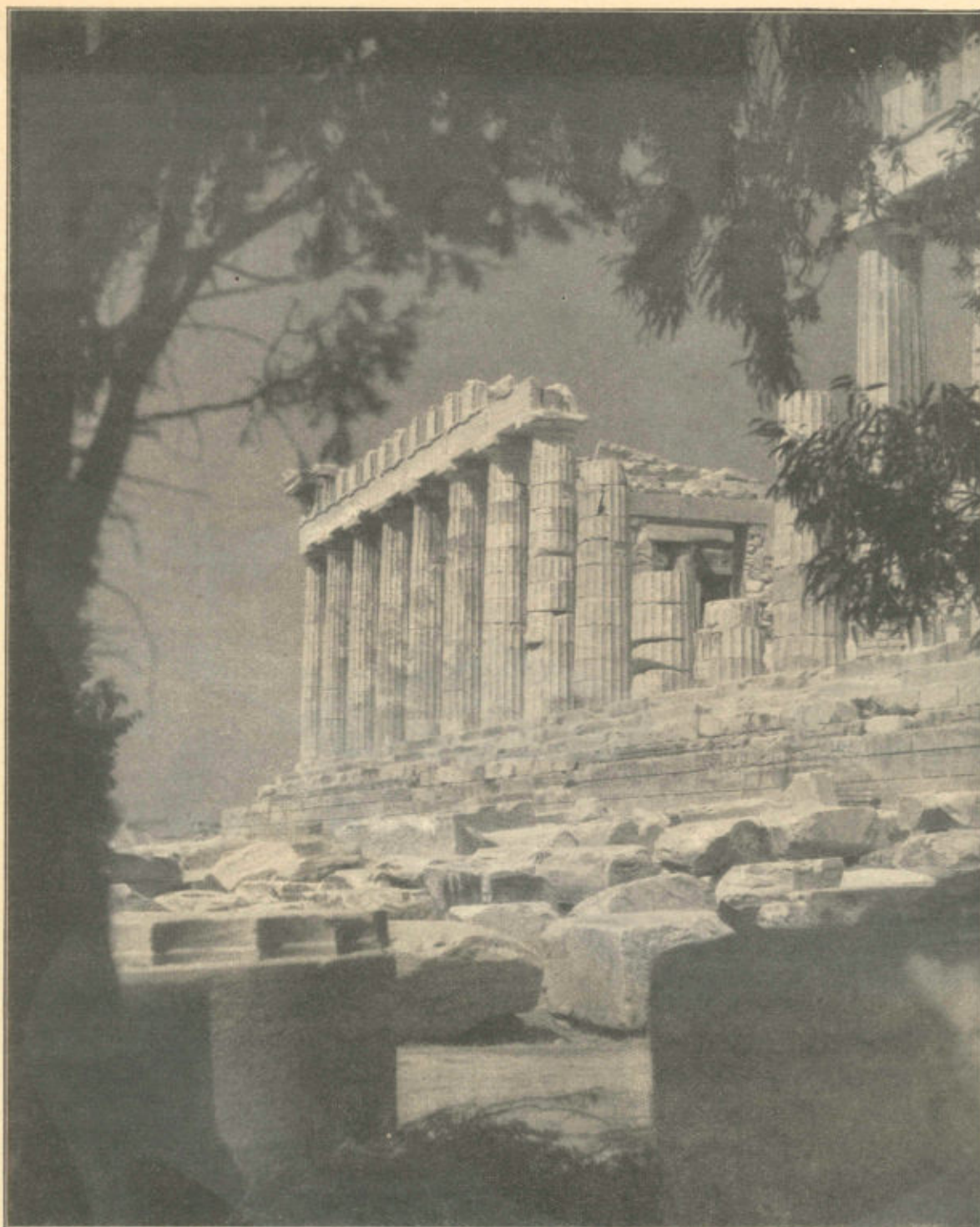
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



Fot. Max Elvert

MONDNACHT

auf der

AKROPOLIS

Lausche, der Stein will singen,
Was mondblau die Stunde verhüllt,
Daß die Götter nimmer vergingen
Wo traumtief ihr Bild sich erfüllt.

Hier, wo der Ölbaum den Schatten
Aus Duft und Schwermut webt,
Kann Demeter nicht ermatten
Und rinnt in die Frucht und lebt.

Selbst der Efeu im goldnen
Getrümmer
Fühlt, was das Mondlicht erhellt:
Die Säulen tragen noch immer
Das ewige Sterndach der Welt.

Friedrich Bischoff.

Der Mann ohne Vaterland

Roman von Gertrud v. Brokdorff

2. Fortsetzung.

Copyright 1935 by Ullstein A. G., Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Romanteiles:

Am Ausgang des Theaters in Göteborg wird ein Mann von unbekannter Hand in dem Augenblick erschossen, als er zwei Frauen gegenübertritt, die ihn erkennen und deren eine, Frau Irene Malkach, durch seinen Anblick in tödliches Erschrecken versetzt wird. In eben diesem Augenblick trifft Herr Malkach am Latort ein, bringt seine Frau und deren Freundin in einem Wagen weg und geht selbst zur Polizei, um die notwendigen Auskünfte zu geben. Die Freundin seiner Frau, der es durch Herrn Malkachs umsichtiges Auftreten ermöglicht wird, schon am nächsten Morgen, wie beabsichtigt, ihre Reise fortzusetzen, kann nie vergessen, wie sie einmal über den Erschossenen Herrn Malkach hatte sagen hören, er würde diesen Menschen, wo immer er ihn fände, niederschießen wie einen tollen Hund. Erst Jahre später, gelegentlich eines Besuchs bei Malkachs in Berlin, sollte sie die Zusammenhänge erfahren, die zwischen ihren Freunden und dem Erschossenen bestanden hatten. Irene Malkach erzählte

Ihr jetzt die Geschichte ihrer Flucht aus dem bolschewistischen Rußland. Sie war — damals noch Irene Marellus — in Libau mittellos und halbtot vor Erschöpfung angekommen. Der Besitz eines Pelzmantels, den ihr der mitleidige Kapitän des Dampfers, auf dem sie entkam, geschenkt hatte, brachte sie in eine merkwürdige und nicht ungefährliche Situation. Ein Paß auf den Namen Mila Zerring, den sie in der Tasche dieses Mantels fand, sicherte ihr merkwürdig rasch eine Unterkunft im „Glaspalast“, einem Kabarett in Libau, als Klavierspielerin. Alle nahmen sich dort ihrer hilfsbereit an; Rigull, der Besitzer, die „rote Jewa“ und Wolkonsti, zwei „Prominente“ des Glaspalastes; besonders aber zeigte sich ein Mann namens Steponas für sie interessiert — oder galt sein Interesse mehr ihrem Pelzmantel und dessen Futter? Irene konnte nicht wissen, daß Mila Zerring eine sehr brauchbare Mitarbeiterin des Herrn Steponas gewesen war und daß Steponas also genau wissen mußte, daß sie, Irene, jedenfalls nicht Mila Zerring, die Tochter eines von den Russen erschossenen lettischen Revolutionärs, sein konnte.

Der Tanz war zu Ende. Wolkonsti ging durch den Saal und nahm zwischen den wenigen Soldaten am großen runden Tische Platz. Steponas warf einen Blick auf die Uhr und fand, daß es Zeit wäre, zu Rigull hinüberzugehen.

„Run?“ fragte Rigull gespannt, als Steponas bei ihm eintrat.

Steponas lächelte. „Ich sagte es dir ja schon. Es ist alles in schönster Ordnung. Du kannst beruhigt sein. Es ist Mila Zerring —“

„Hast du sie gesprochen?“

„Ganz kurz nur. Sie war heute abend sehr müde und wollte nach Hause.“

„Und diese Mila Zerring ist wirklich schon 24 Jahr alt?“

Steponas zog die Frauen in die Höhe.

„Wenn der Paß sie als so alt ausweist, dann

„... und für jeden etwas Passendes!“



Es wird Zeit, Fritz, daß wir uns die Weihnachtsgeschenke überlegen! Ich hab mir schon was ausgesucht, ich schenke dieses Mal etwas Praktisches. Paß mal auf! Vater könnte doch etwas für seine Haare brauchen — ihm schenken wir eine große Flasche Trilysin und natürlich Trilysin-Haaröl dazu.

Mutter? Damit sie bei ihrer vielen Hausarbeit gepflegte Hände behält — Eukutol⁶, das benutzt sie doch so gern. Tante Lena? Nun, sie mag doch so gern schöne Seifen, sie soll einen Karton Eukutol-Seife bekommen, da wird sie strahlen.

Und der Felix? Du weißt ja, ihm möchte ich gern allein etwas schenken. Er fährt bald zum Skilaufen, da wird er Eukutol-Hautöl besonders schätzen.

Friedel? Sie sitzt den ganzen Tag im Büro, sie wird sich über Eukutol-Gesichtstau besonders freuen. Der Tau erfrischt so sehr und gibt ihr eine sammetweiche Haut und darauf ist sie doch immer so stolz. Haben wir auch keinen vergessen.

Richtig, Hella! Für sie Eukutol³, das benutzt sie ja immer für ihre Schönheitspflege.

Ja, schenken will verstanden sein. Auch mit wenig Geld können Sie viel Freude bereiten, wenn Sie ein wenig nachdenken und wissen, was der andere sich wünscht. Die hochwertigen Eukutol- und Trilysin-Erzeugnisse sind immer gern gesehen. Je länger man sie kennt, um so mehr schätzt man sie. Ihre Wirksamkeit beruht auf den wissenschaftlichen Grundlagen der modernen biologischen Forschung.



Trilysin
das biologische Haar-
tonikum. Flaschen zu
RM 1.94, RM 3.24
und RM 7.50



Trilysin-Haaröl
die biologische Haar-
mixture, bei sprödem
und trockenem Haar
Originalflasche 90 Pfg.



Eukutol⁶
die fetthaltige Schutz-, Nähr-
und Heilcreme
Dosen zu 15, 30 und 60 Pfg.
Riesentube RM 1.35



**Eukutol-
Seife**
die biologisch wirk-
same Schönheitsseife
Stück 50 Pfg.



Eukutol³
die nicht fettende
Hormon - Schönheitscreme
Tuben zu 45 und 90 Pfg.



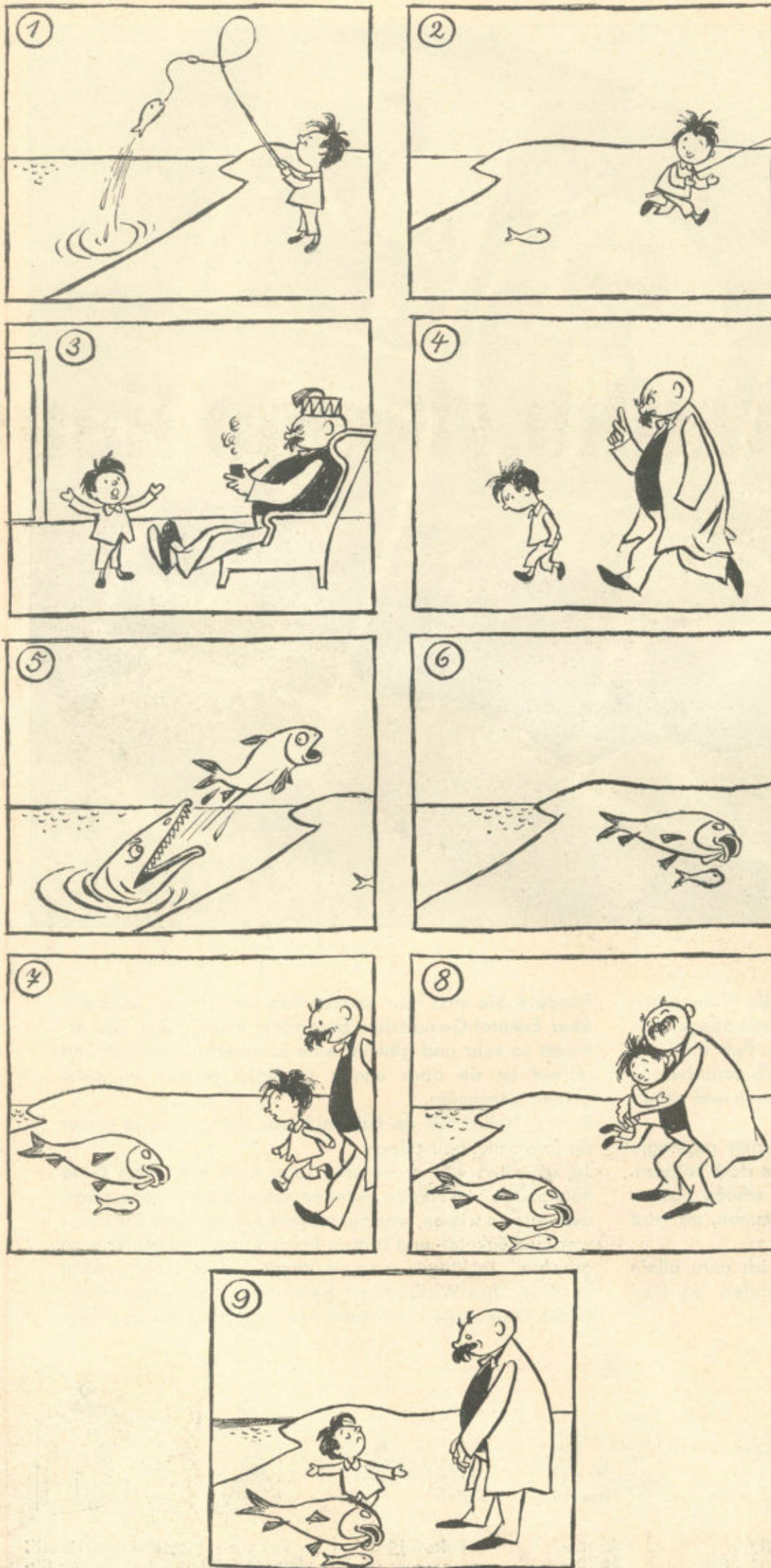
**Eukutol-
Gesichtstau**
das Reinigungselexier
der Frische. Flaschen zu
50 Pfg., RM 1.- und 2.-



Eukutol-Hautöl
das hochwertige Kör-
perpflege- und Mas-
sageöl. Flaschen zu
90 Pfg. und RM 1.60

Vater und Sohn

Eine Bilderreihe von E. O. Plauen



n. o. y.

52. Abenteuer: „Ungelogen, sooo ein Fisch!“

wird es schon stimmen. Frauen machen sich im allgemeinen lieber jünger als älter.“

Er hatte auf einem der wackligen Rohrstühle Platz genommen und fischte sich jetzt unbekümmert eine Zigarette aus der Schatulle, die neben dem Bilde der Tänzerin auf dem Tischchen stand.

„Unser Freund Wolkonski hatte sie vorher längere Zeit mit Beschlag belegt. Ich wußte gar nicht, daß der alte Knabe noch tanzen kann —“

„Wolkonski tanzt sehr gut. — Die Frauen sind hinter ihm her — wahrhaftig —“

„Trotz seiner Krähenstimme?“

„Das macht ihnen nichts aus. Du weißt es ja selber am besten. Hast du nicht ausdrücklich darauf hingewiesen, als du ihn mir empfahlst?“

„Ja — ich wies darauf hin“, wiederholte Steponas nachdenklich und blies Rauchringe in die Luft. „Ich hatte Mitleid mit ihm. Aber man sollte niemals mit einem Menschen Mitleid haben. Bist du übrigens sicher, daß diese — Wila Zerring und Wolkonski sich nicht schon von früher her kennen?“

„Vollkommen sicher. Die beiden haben sich heute zum ersten Male gesehen —“

Steponas war aufgestanden und ging rauchend im Zimmer hin und her.

„Verdammt —“ sagte er und blieb zwischen den Fenstern stehen. „Da hängen ja noch immer diese alten Bilder —“

Er trommelte mit den Fingerspitzen gegen das Glas der Fotografien.

„Ja —“ antwortete Kigull, verwundert über die Abschweifung, „ich habe sie jahrelang versteckt gehalten und sie erst vor ein paar Monaten wieder hervorgeholt —“

„Das hättest du lieber nicht tun sollen —“ sagte Steponas gereizt.

„Aber warum denn nicht in aller Welt?“

Seitdem er selber fett und behäbig geworden war, fand Kigull ein gewisses Vergnügen darin, sich an Erinnerungen zu berauschen. Die Fotografien zwischen dem Fenster stellten die Mitglieder einer lettischen Geheimverbindung aus den ersten Jahren des Jahrhunderts dar und hätten zu jener Zeit für die russische Polizei zweifellos einen willkommenen Fund bedeutet. Kigull hatte die Bilder, denen sein Blick jetzt jeden Tag ungehindert begegnen durfte, seit langer Zeit nur oberflächlich betrachtet und es fast vergessen, daß sich auch Steponas unter den Mitgliedern jener Verbindung befand.

„Man sollte das Vergangene begraben sein lassen“, sagte dieser, ohne in seinem Trommeln innezuhalten. „Uebrigens — Fotografien! — Wir müssen damals sehr leichtsinnig gewesen sein —“

„Ja, das waren wir wohl. — Jung und leichtsinnig. — Uebrigens werden sie wirklich von keinem Menschen beachtet. Es kommt ja kaum einer hier herein —“

Steponas hörte endlich auf zu trommeln und nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder auf.

„Wo wohnt das Mädel? — Ich habe vergessen, sie nach ihrer Wohnung zu fragen.“

„Bei Jewa im Haus. Sie hat da oben unter dem Dach eine Kammer gemietet —“

„Und hat sie vorher schon irgendeine Unterkunft gehabt?“

„Ich glaube nicht. — Sie schien mir in den letzten Nächten nicht viel geschlafen zu haben —“

Steponas ging hin und her.

„Wann kommt sie denn in den Glaspalast?“

„Erst abends zur Vorstellung. Das Programm bleibt in der nächsten Woche noch das gleiche, so daß keine neuen Nummern probiert zu werden brauchen.“

„Gut. — Ich werde sowieso morgen abend wieder hier sein —“

„Du wirst —“ fragte Kigull etwas unsicher, „dich ihrer ein wenig annehmen?“

„Ich halte es für meine Pflicht. Man hätte sich schon viel früher und gründlicher um Indril Zerrings kleine Tochter kümmern müssen.“

Kigull sah bedrückt aus. „Ja, das hätten wir wirklich tun sollen. Man unterläßt so vieles, weißt du —“

Steponas wechselte plötzlich das Thema.

„Die beiden Offiziere —“ sagte er langsam, „die heute in der ersten Reihe saßen, scheinen ziemlich häufig bei dir zu sein —“

„Nicht beide. Den Dunklen habe ich heute zum ersten Male gesehen. Der Blonde ist allerdings in letzter Zeit öfter dagewesen.“

„Weißt du seinen Namen?“

„Jewa nannte ihn mir. Der Leutnant wohnt bei

ihre im Hause. Er heißt Malhach, und Zewa meint, daß er vielleicht im Sicherheitsdienst stände."

„Der Leutnant und Mila Zerring — unter einem Dach —“ sagte er mit heiserem Auflachen. „Wir werden der Kleinen sobald wie möglich eine andere Wohnung verschaffen müssen, Rigull. — Aber jetzt muß ich leider gehen. — Nein, bemühe dich bitte nicht, ich finde den Weg schon selbst —“

Er zögerte noch einen Augenblick draußen im Gange und schlug den Pelzkragen in die Höhe. In der Tür, die zur Straße führte, stieß er mit Wolkonski zusammen, der ihn erwartete.

„Du, Iwan Iwanowitsch?“ fragte Steponas gedehnt. „Hast du besondere Nachrichten für mich?“

„Alles beim alten. Die Zusammenkunft wird morgen stattfinden —“ flüsterte Wolkonski.

„Gut. Gut —.“ Steponas hatte ein sonderbares Lächeln um den Mund und forschte aufmerksam in den Zügen des Ansagers. Die Falten des Schau-

spielerkopfes erschienen im trüben Licht der Deckenbirne wie tiefe schwarze Schatten.

„Du hast dich heute abend sehr ungeschickt benommen“, sagte Steponas mit leisem Tadel. „Warum hörtest du auf zu tanzen, als du mich neben dem Pelz stehen sahst?“

„Weil ich dich fragen wollte, was du mit dem Mantel zu schaffen hättest —“ sagte Wolkonski langsam zwischen den Zähnen. „Du sahst so — merkwürdig aus, wie du da standest —“

„Ich sehe vielleicht immer merkwürdig aus“, meinte Steponas, „wenn ich im Begriff bin, eine Spur aufzunehmen —“

Wolkonski antwortete nicht gleich.

„Das Mädchen —“ sagte er dann müde, „hat nichts mit Leuten unserer Art zu schaffen. — Ich verbürge mich dafür, daß diese Mila Zerring ganz harmlos ist —“

„Seit wann kennst du sie? — Seit heute?“

„Seit heute — und doch schon viel länger. Ich habe

früher viele junge Mädchen ihres Schlages gekannt —“

„Ja —“ sagte Steponas mit kurzem Lachen. „Ich kann es mir denken. Du, der Liebling der Frauen.“

Wolkonski war unter dem spöttischen Tone zusammengesuckt.

„Unter diesen Umständen —“ fuhr Steponas fort, „wird es dir gewiß nur angenehm sein, wenn ich dich darum bitte, Mila Zerring ein wenig im Auge zu behalten —“

Die Schatten um Wolkonskis Mund wurden noch tiefer.

„Du kannst dich darauf verlassen, daß ich sie im Auge behalten werde —“ sagte der Ansager mit verstedter Drohung.

„Gut. Ich verlasse mich also darauf. Ich werde morgen abend wieder hier sein —“ meinte Steponas leichtthin.

Er griff mit knappem Gruß an seine Pelzmütze, glitt an dem andern vorbei und war eine Minute später im Dunkel der Straße verschwunden.

Rauhe, rissige Haut



In Minuten gebessert.



Wie beruhigend und angenehm ist es zu wissen, daß wiederholtes, gründliches Einreiben mit Creme Mouson genügt, um rauhe, rissige Haut in Stunden, ja in Minuten wieder zart und glatt zu machen.

Worm liegt diese verblüffend rasche und sichere Wirkung der Creme Mouson?

Beobachten Sie selbst, wie Creme Mouson sofort nach dem Auftragen in der Haut verschwindet und von innen heraus wohltuend erfrischt und entspannt; in dieser Tiefenwirkung liegt der Wert der Creme Mouson!

Nach Minuten schon sehen und fühlen Sie, daß Ihre Haut wieder zart und weich geworden ist —

nach Stunden bereits bemerken Sie eine wesentliche Besserung der Risse — und nach 1—2 Tagen regelmäßiger Creme Mouson-Behandlung stellen Sie erfreut fest, daß die Risse ganz geheilt sind.



Diese verblüffend rasche und sichere Tiefenpflege der Creme Mouson zeigt sich augenfällig bei der Behandlung der Innenflächen der Hände, mit besonders verhärteten oder schwieligen Stellen.

Unmittelbar nach dem Auftragen werden Sie bemerken, daß die Innenflächen der Hände, auch wenn sie noch so trocken und hart

waren, durch und durch weich und geschmeidig geworden sind.

Das sollte Sie veranlassen, gerade die pflegebedürftigen Innenflächen der Hände öfter am Tage gründlich mit Creme Mouson zu behandeln. Das stört Sie nicht bei der Arbeit, denn Sie können sofort nach dem Einreiben alles anfassen ohne es fettig zu machen. Sie spüren auch kein unangenehm klebriges und feuchtkaltes Gefühl in der Hand und es ist Ihnen möglich, sofort nach dem Auftragen Briefe zu schreiben oder an den feinsten Stoffen zu arbeiten.

Die präparierten Creme Mouson fetten nicht auf, sondern in der Haut!

Tiefenwirkstoffe der Schematische Darstellung der Haut-Tiefen-Pflege



CREME MOUSON

J. G. MOUSON & CO. FRANKFURT A. M. SEIT 1798 IN FAMILIENBESITZ

Haut-Tiefen-Pflege

Zarte matte
Haut durch
Leokrem
Dosen zu 22, 50 und 90 Pfg.

Leoseife
Stück 30 Pfennig

beide enthalten Sonnen-Vitamin

5.

Irenes Abfähe Kappern auf dem Pflaster. Laternen flackern und schwanken; ganz fern wölbt sich ein schwarzer Himmel voll großer, kalt glühender Sterne. Die Straßen in der Nähe des Glaspalastes sind noch ziemlich belebt. Man begegnet auf Schritt und Tritt Soldaten, erschöpft aussehenden Freiwilligen der „Eisernen Division“ und gutgekleideten Mannschaften der neugebildeten Freikorps.

Irene biegt in stillere Gassen ein und geht immer hastiger. Sie meint Schritte hinter sich zu hören — ruhige, gleichmäßige Schritte, die ihr folgen. Glücklicherweise ist es nicht weit bis zu ihrem Hause, aber in der Umgebung dieses Hauses ist es vollkommen dunkel. Der Schaft einer Laterne wächst hier schwarz ins Sternenlicht; denn die Lampe ist vor kurzem durch einen Steinwurf zerschmettert worden. Wenn etwas zerschmettert ist, wird es in dieser Zeit nicht so bald wieder erneuert. Irene ist der lichtlosen Laterne trotzdem dankbar, weil sie es ihr ermöglicht, wenigstens das Haus zu finden. Sie reißt den Schlüssel aus ihrer Tasche, will zur Haustür hasten, stolpert über eine der ausgetretenen Steinplatten und schlägt mit der Stirn gegen das harte Holz.

Plötzlich blüht ein Lichtkegel neben ihr auf. Sie erschrickt und taumelt in die Höhe. Ein Mann steht da und hält eine Taschenlampe in der erhobenen Rechten.

Irene erkennt den Deutschen, der ihr heute morgen die Tür gegen die Schulter gestoßen und den sie am Abend im Glaspalast wiedergesehen hat.

Auch er scheint sie jetzt zu erkennen. Jedenfalls läßt er den Lichtschein noch einmal wie zufällig über ihr Gesicht gleiten. Dann öffnet er schweigend die Tür.

Das Treppenhaus ist dunkel. Der Schein der elektrischen Lampe läuft über linoleumbelegte Stufen.

„Danke“, sagt Irene im dritten Stock, durch das kühle und feindselige Schweigen des Deutschen verwirrt. „Bemühen Sie sich bitte nicht weiter. Ich wohne ganz oben —“

Wahrscheinlich ist er überrascht, sie deutsch sprechen zu hören. Sie begegnet seinem verwunderten Blick, während sie die Streichhölzer aus ihrer Manteltasche nimmt und das blaue Flämmchen aufflackern läßt. Dieser Blick, der ihre ganze Erscheinung umfaßt, ist nicht nur verwundert, sondern auch forschend und abweisend.

Die Zündholzflamme, vom Luftzug berührt, bäumt sich auf und erlischt.

„Erlauben Sie mir, Ihnen nach oben zu leuchten“, sagt der Leutnant Malhach förmlich. Der weiße Lichtkegel tanzt über rohe Dachpfannen, über Lattentüren und Schrägbalke und läßt dazwischen die Silberstickerei von Irenes Kleid ausglitzern, dessen modische Zipfel unter dem Pelz hervorkommen.

„Danke. Dies ist meine Tür“, sagt Irene kurz und verabschiedend und stößt den Schlüssel ins Schloß.

„Gute Nacht“, sagt sie noch einmal. Sie hat die Tür geöffnet; kalte Dunkelheit ist im Raume hinter ihr, die erstorbene Luft unbewohnter Räume. Malhach erkennt im huschenden Lichtschein allerlei lieblos übereinandergestapeltes Gerümpel. Neben dem Ofen sind Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt.

Die Tür wird geschlossen. Malhach steigt langsam und nachdenklich die Treppe hinunter, betritt seine eigene Wohnung, macht Licht und starrt einige Minuten lang wie abwesend auf die roten Plüschmöbel und den bunten Flickenteppich. Ueber ihm sind eine Zeitlang hastige, kurze Geräusche, als liefe ein Mensch über ätzende Dielenbretter.

6.

Irene saß in ihrer Kammer und studierte drei Nummern der „Libausschen Zeitung“, in die ihre Einkäufe eingewickelt gewesen waren. Sie hatte in den letzten Wochen kaum Zeit gefunden, sich um die politischen Ereignisse zu kümmern. Sie begriff auch jetzt noch nicht alles von dem, was sie da las. Nur soviel begriff sie, daß die politischen Zustände sehr ernst und sehr drohend geworden waren, und daß auf absehbare Zeit nicht die geringste Möglichkeit bestand, nach Riga zu kommen. Die Deutschen waren freilich im Lande, aber würde es ihrer kleinen Zahl gelingen, Riga wiederzunehmen? Und wenn es gelang, was sollte dann aus ihr, Irene, werden? In spätestens vierzehn Tagen würde Ignatiew weit genug sein, um seinen Posten wieder zu übernehmen. Dann befand man sich wieder auf der Straße, einsam und mittellos.

Eine große Mitleidigkeit wollte sie plötzlich überkommen. Sie fühlte sich matt und krank und ohne Widerstandskraft. Vielleicht lag es daran, daß sie seit dem Verlassen von Rautas Schiff nur trockene Brötchen zu sich genommen hatte. Bis morgen abend mußte man sich noch durchhungern. Dann würde man Rigull um einen neuen Vorschuh bitten können.

Sie setzte sich an den Tisch, holte Nadel und Faden und fing an zu nähen. Die gewaschenen Kleidungsstücke waren jetzt trocken und mußten ausgebeßert werden. Irene stopfte und flickte an dem Kleide herum, so gut sie es vermochte, es blieb freilich noch viel daran auszusetzen. Jedenfalls aber konnte sie es wieder anziehen und den Pelzmantel ablegen, der ihr bis dahin als Morgenrock gedient hatte. Dabei bemerkte sie, daß auch das Futter des Mantels dringend der Ausbesserung bedurfte. Eine der Nähte hatte sich gelockert und wies einen langen, klaffenden Riß auf.

Irene machte sich sofort an die Arbeit. Während des Nähens meinte sie unter dem Futter etwas Hartes zu fühlen, ließ die Hand nachforschen und brachte einen eng zusammengefalteten Streifen Seidenpapier zum Vorschein, der unter der Naht eingefügt gewesen war. Er war so fest zusammengefaltet, daß sie zunächst meinte, es befände sich ein kleiner Gegenstand — ein winziges Schmuckstück vielleicht — in ihm verborgen; sorgfältig faltete sie ihn auseinander. Es war jedoch nur ein leerer Bogen. Sie wollte ihn in den Ofen werfen, aber der Kiesel war zu heiß. So spießte sie ihn vorläufig an einen rostigen Nagel, der über dem Ofen aus der schrägen Wand hervorstieß, und brachte dann ihre Arbeit zu Ende.

Sie schlüpfte in den Netz und stieg die Bodentreppe hinunter, um Jewa wegen des Schals zu bitten.

Im dritten Stock stand die Tür zur Rechten breit offen. Ein scharfer Luftzug wehte durch das halb aufgestoßene Flurfenster und ließ die Tür heftig ins Schloß fallen. Sie erschrak und sah den Flur hinter, sie fürchtete, daß der scharfe Knall den Deutschen aus seiner Wohnung hervorlocken könne; er hatte sie gestern beim Abschied so merkwürdig angesehen. Statt dessen stand vor dem Fenster ein untersefter, breitschultriger Mensch eifrig mit dem Bürsten eines Uniformmantels beschäftigt. Er hatte einen runden Kopf wie Kigull, aber das war auch die einzige Ähnlichkeit zwischen ihnen beiden. Dieser Mensch hier hatte hellblondes, wassergesträhltes Haar und hellblaue, etwas vorstehende Augen und summt halb laut ein Soldatenlied vor sich hin, das Jewa gestern abend gesungen hatte. Als die Tür hinter Irene zuschlug, hörte er zu singen auf und hielt in seiner Hantierung inne. Ein breites Grinsen zog über sein Gesicht, verschwand plötzlich wie verflücht, um einen Ausdruck halb pfiffiger, halb verführter Bewunderung Platz zu machen. Die Erscheinung, die da aus den unbewohnten Höhen des Hauses nieder tauchte, hatte ihn so aus der Fassung gebracht, daß er seinen Gesang nicht wiederaufnahm, sondern benommen den leichten Schritten nachlaushete, die sich hastig über die Treppen entfernten.

Unten mußte Irene zweimal klingeln, ehe Jewa kleine Jose erschien und ihr in beschwörendem Flüsterton mitteilte, daß Fräulein Tschunkur jetzt um keinen Preis gestört werden dürfe. Sie hätte bis spät in die Nacht hinein Gesellschaft gehabt und pflegte die Vormittage zu verschlafen. Irene nickte. Schön, sie würde dann am Nachmittag kommen. Sie stand ein bißchen unglücklich vor der verschlossenen Tür und wußte nicht recht weiter.

Zuletzt stieg sie zögernd die letzte Treppe hinunter und trat auf die kalte, sonnige Straße.

7.

Als Leutnant Malhach in die enge Gasse einbog, in der das berühmte Rostowtsche Kaffeehaus lag, sah er vor sich ein Mädchen in einem Perzmantel gehen. Der Mantel kam ihm bekannt vor, und der leicht schwankende Gang des Mädchens erregte

DER LIBELLEN - KRIEG

heisst eine abenteuerliche
Geschichte, so phantastisch,
dass sie der alte Jules Verne
erdacht haben könnte. Der
Verfasser des „Morro Castle“-
Berichts und der „Siamesischen
Zwillinge“,

RUDOLF VAN WEHRT,

hat die Erzählung geschrieben
Der Abdruck beginnt hier in
14 Tagen!

seine Aufmerksamkeit. Das war doch die Kleine aus der Bodenkammer? Sie ging wie jemand, der leicht angetrunken ist — war ihr etwa nicht wohl? Er folgte ihr und beobachtete, wie sie vor dem Kaffeehaus stehen blieb, ohne jedoch einzutreten. Plötzlich kehrte sie um, Malhach bemerkte, daß sie leicht zu-

ammenfuhr, als sie ihn sah. Fürchtete sich das Mädchen vor ihm? Er hatte sie gestern vor seiner Tür getroffen, ohne daß ein ersichtlicher Grund für ihre Anwesenheit vorlag, sie kannte Steponas, sie hatte gestern abend mit ihm an einem Tisch gefessen. Jedenfalls schien es der Mühe wert, sich etwas eingehender mit ihr zu beschäftigen.

Er entschloß sich, sie anzureden. Ob sie die Absicht gehabt hätte, zu Rostowtski zu gehen und ob er sie nicht zu einer Tasse Kaffee einladen dürfte?

Sie starrte ihn eine Sekunde lang ungläubig an. Dann nickte sie eifrig, während ein heller Schein über ihr Gesicht flog.

Das Café Rostowtski war um diese Tageszeit ziemlich leer. Man konnte in einer gemütlichen Nische mit Korbesseln Platz nehmen.

Irene weigerte sich, ihren Mantel abzulegen.

„Mir ist noch kalt“, sagte sie, mit flehenden Augen, obwohl der Raum eher überheizt war.

„Hat sie etwas zu verbergen?“ dachte Malhach.

Wenn ja, dann stellt sie sich kaum sehr geschickt an. Uebrigens scheint sie mir eine etwas wunderliche kleine Person zu sein —.“ Denn jetzt sah das Mädchen wieder ganz still und in sich vertrocken da und schien sich kaum um das zu kümmern, was um sie herum vorging.

Ob sie schon lange in Libau wäre, erkundigte er sich.

Nein, noch nicht lange. Erst seit drei Tagen. Sie wäre zu Schiff von Finnland angekommen.

„Bon Finnland? Mit welchem Schiff denn?“ fragte Malhach erstaunt.

Den Namen des Schiffes wußte sie nicht. Nur an den Namen des Kapitäns erinnere sie sich, und daß es ein Segelschiff gewesen sei, sagte Irene, und ihrem Gesicht sah man die Anstrengung, sich zu befinden, deutlich an.

Malhach schüttelte den Kopf. Ein Segelschiff, das sich durch die Minensperre wagte? Ob sie sich denn nicht gefürchtet hätte, mit dem Kasten in die Luft zu gehen?

Nein, sie hätte sich nicht gefürchtet. Nur einmal in der Nacht, als der Sturm über das Schiff herfiel, wäre sie unruhig gewesen.

Musik wie noch nie!



Ganz groß wird Ihre Festtagsfreude mit einem der »5 von Telefunken«. Schmeichelhafte Klänge aus allen Ländern Europas und Freude für viele Jahre bringt Ihnen jeder der »5«:

T 512 Junior . . . RM 143.-	T 543 RM 269.-
T 512 RM 163.- bzw. 183.-	T 564 RM 342.- bzw. 384.-
T 523 RM 235.- bzw. 264.-	T 586 RM 459.-

(wie Abbildung)

Fragen Sie nach der Telefunken-Anschaffungshilfe!

Sie 5 von TELEFUNKEN



Die Leipziger Messe, Treffpunkt des Handels Deutschlands und aller Länder der Welt. Hier kämpft Leistung gegen Leistung im freien Wettbewerb.

Freier Wettbewerb erzeugt Höchstleistungen. Wir sind, frei von jeder örtlichen Begrenzung, imstande, uns überall in der Welt durch Leistung täglich neu zu bewähren. Wir sehen unsere Stärke darin, daß wir so alle Ansprüche unserer Versicherungsnehmer auf allen Gebieten unseres Geschäftes erfüllen können.

DIE DEUTSCHE
PRIVATVERSICHERUNG

Der Kellner brachte den Kaffee. Er war heiß und stark; es war der beste Kaffee, den Irene je in ihrem Leben getrunken hatte, und es machte nicht viel aus, daß sie sich die Zunge daran verbrannte. Malhach beobachtete sie aufmerksam. Er konnte aus ihrem Wesen nicht recht klug werden. Denn jetzt wurde das Mädchen mit einem Male ganz wach und lebhaft und bekam eine zarte Röte auf die blassen Wangen. Sie erzählte davon, daß sie nach Riga zu ihren Verwandten gewollt hätte und nun vorläufig hier festsaß. Um sich über Wasser zu halten, hätte sie jene Stellung als Klavierspielerin im Glaspalast angenommen.

Malhach lächelte nachsichtig. Selbstverständlich nicht alles wahr, was die Kleine erzählte. Aber es war hübsch, ihr zuzuhören. Wie lange hatte er nicht mehr so mit einem jungen Mädchen geplaudert! Man brauchte ja darüber nicht die Vorsicht zu vergessen, die Verantwortung im allgemeinen und auch in diesem besonderen Falle. Man konnte sich zum Beispiel etwas genauer über diese angeblichen Rigaer Verwandten erkundigen.

Irene gab bereitwillig Auskunft. Sie nannte den Namen ihres Onkels: Dr. Roehlmann, der bekannte Kinderarzt, er war ein Bruder ihrer vor wenigen Monaten verstorbenen Mutter — und schon erzählte sie von Petersburg, den Eltern, dem Haus und wunderte sich selbst, daß sie es tat. Denn bisher waren alle diese Bilder wie verschüttet gewesen: die große Halle, der Flügel im Musikzimmer, die leuchtenden Blumenbeete im Garten.

Malhach ließ sie reden und stellte nur hin und wieder einige Fragen, die sie verwirren sollten. Aber sie beantwortete sie ohne Verlegenheit. Sie fühlte sich plötzlich beschwingt und froh und verstand nicht, wie sie sich eben noch vor diesem Deutschen hatte fürchten können. War es der Kaffee und das Stück Kuchen, das der Kellner vor sie hingeseht hatte?

„Und Sie werden also jeden Abend im Glaspalast spielen?“ fragte Malhach.

„Vorläufig ja. Wenn Ignatiew erst wieder gesund ist, muß ich mich eben nach etwas anderem umsehen —“

„Finden Sie, daß der Glaspalast der geeignete Ort für Sie ist?“ fragte er schroff.

Sie blickte ihn verwundert an; dann errötete sie tief.

„Ich bin sehr froh darüber, daß ich die Anstellung bekommen habe —“ sagte sie leise. „Was hätte sonst aus mir werden sollen?“

Ja, was hätte sonst aus ihr werden sollen?

Er sah nachdenklich in ihr schmales, etwas eingefallenes Gesicht, dessen Züge tiefe Unberührtheit ausdrückten. War es möglich, daß ein Mädchen mit solchen Zügen lügen konnte?

Er wußte, daß es sehr wohl möglich war. Er hatte einmal eine Agentin gesehen, die eine wunderbare und erschütternde Ähnlichkeit mit der Sigtinischen Madonna aufgewiesen hatte.

Irenes Lider fingen schon wieder an, schwer zu werden. Malhach mißdeutete den kleinen Seufzer, mit dem sie sich aufrichtete.

„Es ist wirklich sehr warm hier —“ sagte er. „Wollen Sie jetzt nicht doch lieber den Mantel ablegen?“

„Nein — bitte nicht —“ Um keinen Preis wollte sie ihr altes, geflicktes Kleid sehen lassen. „Uebrigens ist es jetzt auch Zeit für mich —“ sagte sie mit einem Blick auf die Uhr an der Wand. „Ich habe für heute abend noch einiges in Ordnung zu bringen —“

Sie hatten das Café verlassen und lehrten langsam durch die sonnenhellen Straßen nach Hause zurück.

Malhach, der noch einen Bekannten auffuchen wollte, verabschiedete sich vor der Haustür.

„Ich weiß noch nicht einmal Ihren Namen —“ sagte er, während er Irenes Hand einen Augenblick festhielt.

Sie verfärbte sich leicht und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. „Mein richtiger Name ist Irene Marellus —“ antwortete sie dann. „Im Glaspalast kennt man mich unter dem Namen Mila Zerring —“

Malhach hatte ihre Hand losgelassen.

„Sieh da —“ meinte er interessiert. „Ein richtiges Doppelleben also —“

„Ich mußte es tun, weil ich keine Papiere besaß. Herr Rigull fragte sofort nach meinen Papieren. Und die Papiere auf den Namen der Mila Zerring steckten doch in der Tasche dieses Pelzmantels —“

„In der Tasche dieses Mantels? — Wie merkwürdig!“

Sie erkannte auf einmal, daß er ihr kein Wort glaubte.

„Sie können den Kapitän Ilmari Rauta danach fragen —“ sagte sie heftig.

„Er hat mir den Mantel und die Papiere geschenkt.“

Malhach schwieg, und dieses Schweigen hatte für sie etwas Lähmendes.

„Es ist schrecklich für mich, das dürfen Sie mir glauben —“ flüsterte sie kraftlos. „Sie halten mich da im Glaspalast für eine Letztin. Es ist, als ob ich beständig eine Lüge mit mir herumschleppte —“

Malhach blickte mit unergründlichen Augen auf sie nieder.

„Ja —“ sagte er langsam, „es muß schrecklich sein, beständig eine Lüge mit sich herumzuschleppen —“

„Was soll ich aber tun? — Ohne Papiere ist es für mich unmöglich, irgend-eine Stellung zu bekommen —“

Sie hielt keinen Blick aus. Sie hatte kein schlechtes Gewissen, mochte der Deutsche sie also ansehen, soviel er wollte!

„Könnten Sie mir wohl einen Rat geben, was ich tun müßte, um wieder zu richtigen Papieren zu gelangen?“

Nein, Malhach wußte hier wirklich keinen Rat.

„Sie haben ja vorläufig keinerlei Beweise für Ihre Behauptungen —“ sagte er mit seinem sonderbaren Lächeln. „Sie haben ja nicht einmal Zeugen.“

„In diesem Moment noch nicht. Später würden doch meine Verwandten —“

Sie unterbrach sich und fragte in verändertem Ton: „Warum glauben Sie mir eigentlich nicht? — Warum sehen Sie mich so an, als erzählte ich Ihnen Märchen?“

Er war so verblüfft, daß er nicht gleich eine Antwort fand. Die Fragen hatten leidenschaftlich und verzweifelt geklungen.

„Verzeihung —“ flüsterte sie gleich darauf, als hätte der eigene Ausbruch sie erschreckt. „Ich bin es nicht gewöhnt, daß jemand mir mißtraut.“

Einen Augenblick lehnte sie wie haltlos an der Wand. Dann richtete sie sich auf, nickte Malhach kurz zu und trat ins Haus.

Er blieb verwirrt und mit widerstreitenden Gefühlen zurück. Vier Jahre Krieg hatten ihn so gewandelt, daß er die alte Beziehung zu Frauen verloren

und keine neue zu ihnen gefunden hatte. Früher war er ein fröhlicher, unbekümmerter und etwas leichtsinniger Mensch gewesen, der wohlgenut und ohne viele Gedanken in den Tag gelebt hatte. Aber dann sah er in Urlaubszeiten — in dem großen Urlaub besonders, nach seiner zweiten Verwundung — zwischen den Freundinnen und alten Bekannten der Heimat und fragte sich verwundert, was ihn einmal mit ihnen verbunden haben mochte. Sie lebten noch in den alten Formen und Gedanken, er hatte erkannt, daß sein Schicksal unlöslich mit dem der Kämpfer draußen verbunden war. Und dieses Schicksal war noch nicht ausgetragen, dem Frieden zum Trotz, den sie da irgendwo im Westen geschlossen hatten. Ein letzter Kampf wurde hier oben mit letzten Kräften gekämpft. Malhach knirschte mit den Zähnen, wenn er daran dachte, daß die Folgen seiner Verwundung ihm den Dienst an der Front fürs erste unmöglich machten. Aber war der türkische Krieg, den es hier rückwärts zu führen galt, auch weniger ruhmvoll, so blieb er nicht weniger aufreibend als der da vorn. „Vielleicht ist auch dieses nette Mädchen ein Feind“, dachte Malhach, und gab sich Mühe, sein Mißtrauen gegen Irene wach zu halten. Aber er konnte nicht verhindern, daß ihn bei der Erinnerung an sie ein unklares Glücksgefühl durchströmte.

8.

Malhach kommt gegen sieben Uhr nach Hause und läuft die Treppe so eilig hinauf, als hätte er etwas zu versäumen. Die Tür zur Bodentreppe ist geschlossen. Aber die Vorstellung im Glaspalast beginnt erst gegen halb neun; das Mädchen kann also noch nicht fort sein.

Pleikies, der blonde und gerissene Gustav Pleikies, Häuslerssohn aus Pilsfallen, wundert sich an diesem Abend über seinen Leutnant, der immer wieder leise vor sich hinzupfeifen beginnt und nach ein paar Takten wieder abbricht und auf etwas zu horchen scheint. Oben in der Kammer ist es still — keine Schritte — keine Bewegungen — nichts.

Malhach pfeift jetzt nicht mehr. — Er sitzt regungslos am Schreibtisch und horcht und beobachtet dabei

den eilig laufenden Sekundenzeiger seiner Taschenuhr. —

„Ich sehe: Sie sind tief in der Arbeit —“ sagt Hauptmann Angermann, der gegen halb neun bei ihm eintritt. „Sagen Sie es ruhig offen, wenn ich störe —“

Malhach lacht und bekommt einen roten Kopf.

„Ich muß heute abend noch — leider muß ich heute abend wieder in den Glaspalast —“ bringt er etwas verlegen heraus.

Angermann zwinkert mit den Augen.

„Es scheint mir, daß Sie hier in Libau strammen Dienst tun, Leutnant Malhach. Ich werde Sie begleiten müssen, wie? Die Genüsse des Glaspalastes sind freilich mäßig, wie wir gestern gemeinsam festgestellt haben, aber vielleicht hat der Ansager heute uns zu Ehren ein paar neue Biere aufgelegt. Und immerhin sind da ein paar wirklich hübsche weibliche Personen, nicht wahr? Diese Sängerin zum Beispiel — und dann diese blonde Kleine —“

Malhach hat plötzlich ein Gesicht, als wäre der Kragen ihm zu eng geworden.

„Herr Hauptmann —“ sagt er in sehr ernstem Tone. „Es handelt sich für mich bei diesen Besuchen im Glaspalast wirklich in erster Linie um eine dienstliche Angelegenheit —“

Angermann sieht ihn an.

„Der Ansager?“ fragt er leise und aufmerksam.

„Nicht nur der. — Da ist noch ein ganz anderer, den ich im Verdacht habe —“

„Der Ansager ist aber Russe. Man kann es seiner Sprechweise deutlich anhören —“ sagt Angermann.

Malhachs Antwort kommt erst nach einigen Sekunden des Zögerns. „Ich vermute, daß dieser Ansager nur das Werkzeug eines andern ist, der unbedingt unschädlich gemacht werden müßte. Leider habe ich noch keine Anhaltspunkte, von denen ich Gebrauch machen könnte. Ich beobachte nur und sammle Material —“

Angermann kneift die Lider so schmal zusammen, daß die hellen, kühnen Augen hinter ihnen verschwinden.

„Ich glaube, ich weiß, wen Sie meinen, Malhach. Dieser Mensch mit dem grünen Blick — der in der vordersten Reihe, nicht wahr?“

„Ja —“

„Er sieht für den flüchtigen Beobachter harmlos aus — sogar ein wenig behäbig, scheint mir —“

„Er war früher einer der gefährlichsten Spitzel der zaristischen Polizei —“

Jetzt öffnet Angermann die Augen ganz weit.

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Ja. — Ich habe Beweise.“

„Und — was tut er jetzt hier? — Offiziell, meine ich?“

„Offiziell — nichts. — Er ist irgendwie im geheimen für die Regierung beschäftigt. Aber daneben betreibt er wohl seine eigenen Angelegenheiten. Seit drei Wochen ist er jeden zweiten oder dritten Tag in den Glaspalast gekommen. Manchmal hat er Blumen für die Jewa und bringt sie ihr ins Künstlerzimmer —“

Malhach räuspert sich; ihm ist auf einmal heiß geworden. Er sieht Angermanns Augen mit einem eigentümlichen Aufblitzen auf sich gerichtet.

„Ich führe den Krieg hier auf meine Weise, Herr Hauptmann. — Der Kampf an der Front wäre mir freilich lieber —“

Angermann drückt ihm schweigend die Hand. Dann gehen sie. — In der Bodenkammer ist es noch immer still, obwohl Malhachs Uhr schon fünf Minuten vor neun zeigt. —

*

„Sie sind heute anders als gestern —“ sagte Wolkonski, der neben dem Klavier lehnte und eine Zigarette rauchte.

„Ich habe wahrscheinlich ausgeschlafen —“ lachte Irene. „Jedenfalls fühle ich mich heute viel frischer.“

„Ja — das merkt man Ihnen an. — Sie sollten viel spazieren gehen. Es würde Ihnen gut tun —“ meinte Wolkonski väterlich. „Was machen Sie überhaupt den ganzen Tag so allein? Hätten Sie nicht einmal Lust, sich mir anzuschließen? Ich laufe jeden Vormittag ein paar Stunden. Man hat das nötig, wenn man den ganzen Abend über im Glaspalast gefressen hat. Unter den Ellern ist es auch jetzt sehr schön.“

Irene zögerte — Wolkonskis Mundfalten spannten sich unter einem resignierten Lächeln.



N^o 4711

Rheingold

EAU DE COLOGNE · PARFUM · SEIFE



Das Parfum einer glücklichen Stunde — für wahr ein Geschenk, das von der Sehnsucht schöner Frauen weiß.



6.—



2.—
1.—



2.—
3.50



1.50

WARUM den durchsichtigen Pelikan Füllhalter?



1. Patentierte Hartgummipumpe mit Differentialgetriebe. (Sauberes Füllen, unverwüsthche Mechanik)
 2. Patentierter Tintenregulator mit Ausgleichskammern. (Der Pelikan schreibt sofort, er kleckst nie)
 3. Über eine Million zufriedene Pelikan-Besitzer. (Fragen Sie Ihre Bekannten nach dem Pelikan)
- GÜNTHER WAGNER · HANNOVER**

RM.
13,50

„Nur wenn Sie mögen, natürlich. Ich hatte mir gedacht, daß es auch für Sie vielleicht einmal eine einsame Stunde gäbe, in der Sie sich nach der Nähe eines anderen Menschen sehnten. Ich werde dann immer für Sie da sein —“ sagte er herzlich und beugte sich zu ihr. „Hier haben Sie meine Adresse. — Ich wohne in der Helenestraße —“ Er konnte nicht weiterprechen; denn Jewa trat eben lachend und rauschend ans Klavier.

„Wie lange soll ich noch warten, Maestro?“ fragte sie. „Die Pause müßte längst zu Ende sein —“

„Ich komme —“ sagte Wolkonsti und drückte seine Zigarette in die Aschenschale. Während er das Podium betrat, griff Jewa lieblosend unter Irenes Arm und fragte:

„Was ist das nur mit dir, Kleine? — Sollte es dir etwa gelungen sein, unsern Maestro verliebt zu machen? Er tut jedenfalls so, als wärst du ein Wertgegenstand, der dauernd unter Bewachung gehalten werden müßte —“

Sie war schon weitergerauscht, ohne Irenes Antwort abzuwarten.

„Verliebt?“ dachte Irene und hatte einen faden Geschmack im Munde. „Wolkonsti ist doch ein alter Mann —“

Als sie sich in einer Spielpause einmal umwandte, grüßte jemand zu ihr herüber. Es war Steponas. Er saß an dem gleichen Tisch wie gestern, ein großer Strauß Leibhausveilchen lag vor ihm, tiefes leuchtendes Violett, von zartem Grün umschleiert. Nach Jewas letztem Lied erhob er sich, folgte ihr in das Künstlerzimmer und kehrte ohne die Blumen zurück.

Irene dachte, daß Jewa nach ihrem Auftreten allein und wahrscheinlich guter Laune wäre und daß das der beste Augenblick sei, sie um den Schal zu bitten. Es war ihr heute noch schwerer als gestern gewesen, in diesem Kleid mit den Silberperlen durch den Saal zu gehen.

Das Künstlerzimmer war ein schmaler, langgestreckter Raum, in dessen Hintergrund sich ein hoher, durch einen Bandschirm etwas verbauter Spiegel befand. — Jewa stand vor diesem Spiegel und war eifrig damit beschäftigt, die Beilchen am Ausschnitt ihres Spitzenkleides zu befestigen. Sie war nicht allein. Wolkonsti befand sich im Zimmer und zündete sich gerade eine Zigarette an. Er tat es auf eine eigentümliche Weise: mit einem Stückchen Papier, das er in Brand gesetzt hatte und nun an der Zigarette verkohlen ließ. Irene sah russische Buchstaben über das Papier laufen und vor dem Verkohlen noch einmal aufglühen. „Saratow — beschleunigen —“ konnte sie entziffern. Sie lächelte Wolkonsti mit der Freude eines Kindes an einem neuen Spielzeug zu, und Wolkonsti lächelte zurück. Gleich darauf griff er nach dem verkohlten Papier und zerpreßte es zwischen den Fingern. —

Jewa ließ sich von Irene die Beilchen anstecken. Einen Schal besäße sie leider nicht. — Was wollte Irene überhaupt mit einem Schal? Er würde bestimmt die ganze Wirkung des Kleides verderben! —

Irene kehrte langsam und enttäuscht in den Saal zurück. Die beiden blonden Schwestern wirbelten über das Podium. Die Zigeuner begannen zu spielen. Sie legte die Noten zusammen, als Rigull zu ihr trat und sie fragte, wie es ihr im Glaspalast gefalle. Gut? Wirklich gut? Das freue ihn, es freue ihn von Herzen. Wenn Irene ein Anliegen hätte — ein größerer Vorschuß, oder wenn sie mit der Gage nicht auskommen könne — soweit es in seinen Kräften stehe, werde er es erfüllen.

„Ich tue es um Ihres Vaters willen —“ sagte Rigull mit umflorter Stimme, und seine Unterlippe zitterte dabei.

Irene erschrak. Aber Rigull stellte nur noch ein paar belanglose Fragen, die sie stöckend beantworten konnte.

„Wie sie die Jahre nach dem Tode ihrer Eltern verbracht hätte?“

Sie verfärbte sich unter der Frage.

„Verwandte nahmen sich meiner an —“ antwortete sie mit steifen Lippen.

„Verwandte in Riga?“ fragte Rigull.

„Ja —“

„Und Sie haben niemals etwas über den Verräter erfahren, der Ihren Vater dem russischen Gericht auslieferte?“

„Nein, niemals —“

Irene fühlte die Knie unter sich wanken; der bunte Saal drehte sich sekundenlang in wehenden Kreisen. Wie schrecklich! Offenbar war diese Mila Zerring, deren Rolle sie spielte, hier in Lettland eine bekannte Persönlichkeit. Rigull hatte sich nach ihr erkundigt, heute oder morgen mußte die Wahrheit ans Licht kommen.

„Es haben damals viele der Unseren auf diese Weise ihr Ende gefunden —“ sagte Rigull mit seiner leisen, umflorten Stimme. „Sie wurden Märtyrer der heiligen Sache des Vaterlandes —“ Die Worte klangen theatralisch und paßten nicht zu Rigull, und doch wirkten sie eigentümlich echt.

„Ich müßte es ihm sagen —“ dachte Irene und öffnete schon die Lippen. In diesem Augenblick wurde sie eines auffälligen Borgangs inne, der sich vor ihr im Saal abspielte. Aus der Tiefe des Raums kam Steponas langsam auf sie zu, die Augen mit einem starken, saugenden Blick auf sie gerichtet. Unweit von ihm stand Malkach, er hatte sich von seinem Sitz erhoben und tat einen Schritt auf ihn zu, so daß es fast den Eindruck erweckte, als wollte er ihn daran hindern, sich Irene zu nähern. Sein Gesicht erschien in dem grellen Licht dunkler als sonst.

Steponas war stehengeblieben; er duckte sich ein wenig in den Schultern und schien es zu erwarten, von Malkach angesprochen zu werden. Der Deutsche aber ging ruhig an ihm vorbei; unmittelbar darauf stand er vor Irene und verbeugte sich schroff und knapp.

Rigull war vergessen, ausgelöscht und verschwunden. Die Musik hatte soeben einen Tango begonnen, Irene trat mit ihrem schwebenden Lächeln auf Malkach zu.

„Ich habe mir gedacht, daß es Ihnen lieb sein würde, von — jenem Menschen befreit zu sein —“ sagte Malkach mit einem raschen Blick in die Richtung, in der Steponas stand und ihnen nachstarrte. „Sonst würde ich nicht gewagt haben, Sie zum Tanzen aufzufordern. Ich tanze nämlich nicht gut.“

Er hatte in der Tat eine merkwürdig steife Art, sich zu bewegen. Der schmeichelnde Rhythmus der Zigeunerweisen schien ihn kaum zu berühren. Es hing damit zusammen, erklärte er, daß er während der letzten Kämpfe der achten Armee eine Beinwunde davongetragen hätte, die nicht besonders verheilt wäre.

„Darf ich Sie an unseren Tisch führen?“ fragte er, als der Tanz zu Ende war.

„Ich — möchte lieber nach Hause —“ sagte sie rasch.

„Würden Sie mir gestatten, Sie zu begleiten?“ fragte Malgach.

Sie sah ihn an; dann irrte ihr Blick wieder fort.

„Ich möchte nicht gern“, sagte sie, „daß Sie meinetwegen etwas versäumen.“

„Was sollte ich wohl versäumen? Die Darbietungen im Glaspalast sind mir, unter uns gesagt, herzlich langweilig —“

„Was wollen Sie dann aber hier?“ fragte Irene erstaunt.

Er zögerte mit der Antwort.

„Heute bin ich auch Ihetwegen gekommen —“

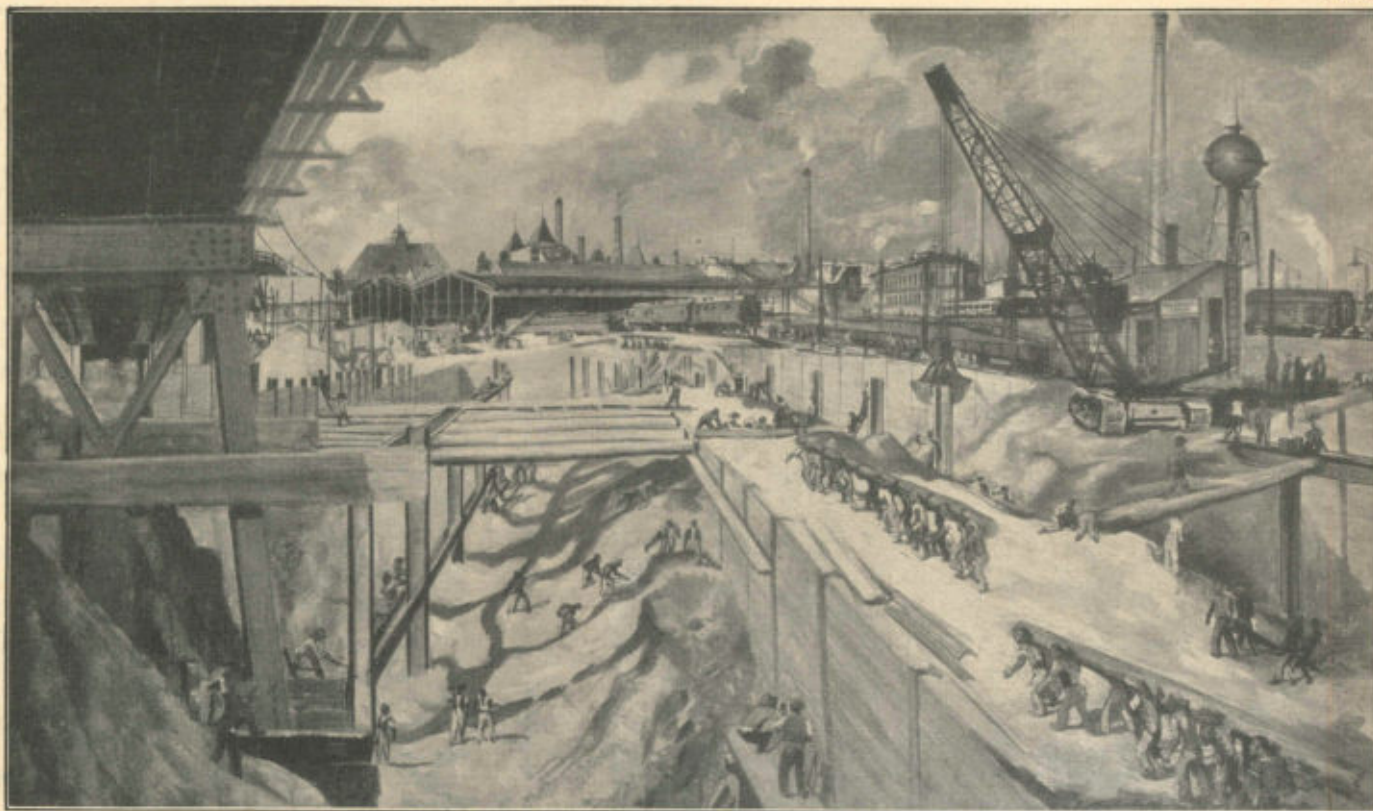
„Meinetwegen?“

„Ich hatte das Gefühl, daß wir heute mittag nicht gerade als die besten Freunde auseinandergegangen wären, und ich fürchtete, Sie gekränkt zu haben —“

„Nein, warum hätten Sie mir glauben sollen? — Nur: Sie müssen das verstehen: wenn man ganz allein hier ist und keinen Menschen kennt, auf den man sich berufen könnte —“

„Keinen Menschen, sagen Sie? — Auch den Mann nicht, der vorhin mit Ihnen tanzen wollte und der sich jetzt da drüben an Ihrem Pelzmantel zu schaffen macht?“

„Herrn Steponas, meinen Sie? — Nein, ich kenne ihn wirklich nicht näher. Ich habe gestern zum ersten Male mit ihm gesprochen. Er ist übrigens von der Polizei —“ sagte Irene rasch und wurde glühend rot.



Bau der Nord-Süd-S-Bahn in Berlin. Gemälde (1935) von Wilhelm Kuhlhoff
Das Bild zeigt das Baugelände in der Nähe des U-Bahnhofs Gleisdreieck.

„Von der Polizei? — Hat er Ihnen davon erzählt?“

Sie bejahte kurz und blickte unruhig auf Steponas, der in der Tat wieder in der Nähe ihres Mantels stand. Täuschte sie sich, oder sah er heute wirklich finster, ja böse aus?

„Darf ich Ihnen den Mantel holen?“ fragte Malgach.

„Ja — bitte —“ sagte sie schnell und erleichtert; denn es wäre ihr nicht angenehm gewesen, jetzt wieder an Steponas vorbei zu müssen.

Malgach trat an seinen Tisch, wechselte mit dem Hauptmann Angermann ein paar Worte und begab sich dann in die Nische hinter dem Klavier. Zum zweiten Male mußte er Steponas breite Gestalt fast zur Seite schieben. Zum zweiten Male maß er sich

Echt
Kölnisch Wasser

Das Wunderwasser von „Farina gegenüber“ war es, für das vor Jahrhunderten der Name „Eau de Cologne“ geprägt wurde. Seiner einzigartigen Zusammensetzung und köstlichen Wirkung verdankte es seinen Siegeszug durch die Welt — und seiner Urqualität, in der es stets von der ältesten bestehenden Kölnisch Wasser-Fabrik hergestellt wird, verdankt es heute wie damals seine große Beliebtheit bei allen Kennern. — „Rote Farina Marke“ ist sein eindeutiges Merkmal. Echt Kölnisch Wasser von RM. —.85 an, Luxusflaschen von RM. 3.65 an, Geschenk-Packungen von RM. 1.50 an, Kölnisch Juchten von RM. —.85 an.



*Uralt wie der schöne Brauch des
Schenkens jungfrisch wie die
Edeltanne auf dem Gabentisch
ist Lohse Uralt Lavendel
Ganz reizvoll sind die neuen Geschenk-
packungen - wie geschaffen
für den Heiligen Abend*



90s

aus unmittelbarer Nähe mit den Blicken. Dann nahm Malhach mit einer kühlen und ruhigen Bewegung den Mantel vom Haken. — — —

Draußen war der Himmel nicht mehr so hoch und klar wie am Abend vorher. Malhach fragte, ob Irene vielleicht Lust hätte, noch ein Stückchen zu gehen.

Ja, Irene hatte Lust. — Sie atmete ein paar mal tief und rasch hintereinander, als müßte sie ihre Lungen von den Parfüm- und Alkoholdüften des „Glaspalastes“ befreien. Sie gingen zum Wasser hinunter. Malhach sagte:

„Ich habe heute von sieben Uhr an darauf gewartet, Sie herunterkommen zu hören. Dann stellte ich fest, daß oben alles still blieb, und sagte mir, daß Sie das Haus schon verlassen haben müßten, ohne daß ich es bemerkte.“

„Ja — ich bin schon ganz zeitig fortgegangen.“

In ihrem Tone war etwas, das ihn aufhorchen ließ. „Warum denn so zeitig?“ forschte er leicht hin. „Haben Sie Besorgungen gemacht — oder — hatten Sie vielleicht eine Zusammenkunft?“

„Ach nein —“ antwortete sie etwas verlegen, „ach nein.“

Plötzlich lachte sie vor sich hin; es war ein neuer Klang, der ihn überraschte, ein helles und kindliches Lachen, das alles Fremde, Abenteuerliche und Rätselgaste von ihr abfallen ließ.

„Besorgungen?“ fragte sie. „Was denken Sie eigentlich von mir? Halten Sie mich für so wohlhabend? Ich bin fortgegangen, weil ich es zu Hause vor Hunger nicht mehr aushalten konnte.“

Malhach war stehengeblieben. Er stand wahrhaftig baumstill und starrte sie an.

„Ist das wahr?“ fragte er nach einer langen Weile.

„Warum sollte es nicht wahr sein? — Warum haben Sie sich eigentlich so fest vorgenommen, mir nichts zu glauben?“

„Und jetzt?“ erkundigte er sich fast zaghaft. „Haben Sie inzwischen etwas gegessen?“

„Leider nicht —“ antwortete sie leise. Der Laternenschein enthüllte ihm ihr Lächeln, das nicht völlig gelang.

„Mein Gott —“ murmelte er hilflos, „warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ Er sah sich um. „Warten Sie, es muß doch irgendein Lokal hier in der Nähe geben. Da drüben, sehen Sie!“

Am Ende der Straße schimmerten die erleuchteten Fenster einer Wirtschaft.

„Wie hübsch das ist: einfach auf ein Licht zuzugehen, eine Türklinke niederzudrücken und in die Wärme zu treten —“ sagte Irene verhalten. Ihre Stimme klang rau und trocken. „Es will mir noch jedesmal wie ein Wunder vorkommen. Sie können es sich wahrscheinlich nicht vorstellen.“

„Warum nicht? Ich habe vier Jahre im Schlingengraben gelegen. Meinen Sie, daß man da keine Sehnsucht nach solchen Dingen empfindet? Eine Türklinke, ein Haus, ein Dach überm Kopf, Licht und Wärme. Und man selber liegt da in Kälte und Schmutz und Dunkelheit und denkt an die Heimat.“

Sie sah ihn an. In dem rötlichen Licht der Fenster konnte sie erkennen, daß er die Stirn gerunzelt hatte; sie sah einen harten und leidenden Zug um seinen Mund.

Er wandte sich zu ihr. „Aber daß Sie das ebenso empfinden, ein Mädchen — ja so —“ Es fiel ihm ein, wie Ähnliches sie auf ihrer Flucht erlebt haben mochte. — „Ja, es ist manches geschehen in diesen Jahren, was die daheim nie ganz empfinden können.“

Irene kam nicht mehr dazu, ihm zu antworten. Malhach hatte die Tür des Gastzimmers breit vor ihr geöffnet. Es war ein großer, behaglicher Raum von jener Einrichtung, die man als „altdeutsch“ zu bezeichnen pflegte. An einem grünbauchigen Rachelosen saßen ein paar Stammgäste auf Lederstühlen um einen runden Tisch. Die rauchige und etwas überheizte Luft schmeckte nach Gemütlichkeit. Die Männer am runden Tisch spielten eifrig Karten und ließen sich durch den Eintritt der neuen Gäste nicht stören. Der Wirt, der geliebt hatte, kam beflissen dienernd heran. Er hatte das Äußere eines Irtischen Bauern; die schmalen dunklen Augen des breittrocknen Gesichts zwinkerten listig. Nebenher wäre noch ein Zimmer mit Nischen, in dem die Herrschaften ganz ungestört sein würden.

Irene erröte. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, ging sie voraus, während Malhach den Wirt fragte, ob man noch etwas Warmes zu essen bekommen könne. Die Tür, die sie öffnete, führte jedoch zunächst nur auf einen warmen erhellten Flur, in dem es von den Küchenräumen her nach Speisen roch und auf den mehrere andere Türen mündeten. Sie hörte Stimmen, meinte, daß sie aus dem Zimmer kämen, von dem der Wirt gesprochen hatte, öffnete die Tür und blickte in einen mächtig großen, blau getünchten Raum, in dem etwa ein Dutzend Menschen versammelt waren. Ein Mann, der aufrecht am Tische stand, sprach mit scharfer Stimme auf die anderen ein und verstummte, als er Irenes ansichtig wurde. Sie trat mit einer Entschuldigung zurück, als sie den Wirt von der Gaststube her auf sich zustürzen sah.

„Ich bitte die Herrschaften um Verzeihung — dies sind Privaträume —“ stieß er atemlos hervor und wandte sich an Malhach, der verwundert hinter ihm hergekommen war. „Drinnen, wenn ich die Herrschaften bitten darf —“ Er schloß die Tür und komplimentierte die beiden in die Gaststube und von da in das Zimmer mit den Nischen, das sich seitlich hinter einer Portiere befand.

„Gefällt es den Herrschaften? Ist es der jungen Dame zu kalt? Ich werde einlegen lassen — ein gutes Feuerchen — wird rasch warm werden.“ In der Tat erschien wenige Minuten später ein verschlafener Hausdiener mit einem Eimer voll Holz und Kohlen und zündete den Ofen an, der bald ein verheißungsvolles Prasseln hören ließ.

Irene war aufsteigend auf die breite Lederbank gesunken und fand, daß es ein herrliches Lokal war. Malhach schien nachdenklich. Er beugte sich zu Irene herüber und fragte leise:

„Haben Sie etwas von dem verstanden, was der Mann im Hinterzimmer sprach, als Sie die Tür öffneten?“

„Nicht viel —“ antwortete sie und dämpfte unwillkürlich ebenfalls die Stimme. „Nur, daß von Schiffen die Rede war.“

„Von Schiffen?“

„Von einem Schiff im Hafen, glaube ich. Aber ich bin nicht ganz sicher.“

Malhach sagte nichts. Der Wirt kam mit Speisen und Wein und wünschte guten Appetit. Aber das scharf gewürzte Fleischgericht widerstand Irene schon nach den ersten Bissen. Ihr Magen war an solche Kost nicht mehr gewöhnt

und setzte sich zur Wehr. Sie zwang sich jedoch zu essen, um ihren Gastgeber nicht zu kränken. Malgach beobachtete sie zweifelnd.

„Vielleicht hat sie mich doch belogen“, dachte er. „Vielleicht war das mit dem Hunger gar nicht wahr. Auf die klaren Augen allein sollte man sich nicht verlassen.“

Er sah sie an: das helle, jetzt etwas in Unordnung geratene Haar, das schmale Gesicht mit den leicht geröteten Wangen, die nackten, mageren Schultern über diesem schrecklichen Kleid, das er haßte.

Irene begegnete seinem Blick, ohne ihn zu verstehen.

„Es ist alles wie ein Traum“, flüsterte sie. „Es ist so, als müßte ich jeden Augenblick aufwachen und mich irgendwo in Rußland auf einem Schneehaufen wiederfinden.“

Malgach sah sie fest ins Auge.

„Sprechen und verstehen Sie eigentlich Lettisch, Fräulein Irene?“

„Natürlich —“, sagte sie dann unbefangen. „Ich hätte doch sonst die Leute da drüben nicht verstehen können.“

„Sie müssen mir noch mehr von Ihrem Leben erzählen —“ sagte Malgach und hatte wieder den dunklen und forschenden Blick. „Ich finde, daß bei Ihnen manches merkwürdig ist —“

Sie lächelte ihm unsicher zu.

„Was sollte bei mir merkwürdig sein?“

„Nun — zum Beispiel, daß Sie Lettisch sprechen und verstehen.“

Irene lachte auf, als fiel ihr ein Stein vom Herzen.

„Finden Sie das so merkwürdig?“

„Allerdings. Sie erzählten mir doch, daß Sie in Petersburg geboren wären —“

„Freilich. Aber mit dem Lettischen ist das ganz einfach. Unsere alte Kinderfrau stammte noch aus dem Hause meines Großvaters in Riga. Meine Mutter hatte sie mit nach Petersburg gebracht. Von ihr haben wir Kinder Lettisch gelernt, ohne es eigentlich zu wissen.“

Malgach senkte unwillkürlich den Blick vor ihrem Lächeln. „Sie ist unschuldig“, dachte er. „Ich habe ihr unrecht getan —“

Nach dem Essen legte Irene ihre beiden Hände auf seine Rechte. „Danke —“ flüsterte sie und hatte Tränen in der Stimme.

„Aber ich bitte Sie —“ wehrte er verlegen ab. „Es war doch meine einfachste Pflicht. Wenn ich nur wüßte, was aus Ihnen werden soll —“ sagte er. „Im Glaspalast können Sie doch auf die Dauer nicht bleiben —“

„Nein —“ gab sie zu. „Sobald der Klavierspieler gesund ist, muß ich wohl gehen. Oder — vielleicht — auch schon früher —“

Sie dachte an Rigulls Freundlichkeit und die Wohlthaten, die er der falschen Mila Jerring für die echte zu erweisen im Begriffe stand. Und dann war da dieser Steponas, der für die Polizei arbeitete und sich für den Herzmantel interessierte!

„Nein, ich werde bestimmt nicht mehr lange im Glaspalast bleiben können —“ sagte sie nachdenklich. „Aber ich werde schon etwas anderes finden“, meinte sie zuversichtlich, als müßte sie Malgach über ihr künftiges Schicksal beruhigen, und blickte auf seine zusammengezogenen Brauen.

Sein Gesicht war braun vom Wetter, und die Haut um Augenwinkel und Lieder war dunkler als die andere. Eine lange, schmale Narbe zog sich über die eine Wange, und der Mund spannte sich wie unter Kälte und Einsamkeit.

Plötzlich begriff Irene, daß sie dieses Gesicht liebte, daß sie es von der ersten Sekunde an geliebt hatte.

Sie schauerte zusammen.

„Sie frieren ja —“ sagte Malgach besorgt. „Es ist hier noch immer nicht besonders warm, finde ich. Oder haben Sie sich vorhin auf dem Wege erkältet?“

„Erkältet?“

Jetzt mußte sie lachen. Hatte er vergessen, was hinter ihr lag? Sie hatte in Nächten, die kälter waren als diese, in Heuschobern geschlafen, und das war immer noch das Allerbeste gewesen. Ein durch-

kälteter und verschmutzter Eisenbahnwagen zum Beispiel war viel schlimmer.

Sie brach ab; denn sie bemerkte, daß Malgach, wie schon ein paarmal an diesem Abend, nur mit halbem Ohr zuhörte, auch erschien der Wirt, um die Teller abzuräumen.

„Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir jetzt —“ sagte Malgach.

Sie war sofort einverstanden, aber er mochte ihrem Gesicht anmerken, daß es sie enttäuschte.

„Es hat sich bei mir so etwas wie eine fixe Idee herausgebildet“, sagte er auf der Straße. „Irene Versammlung, die Sie vorhin in dem Hinterzimmer aufstörten — ich konnte eben noch einen Blick hineintun — gibt mir keine Ruhe. Ich werde Sie jetzt nach Hause bringen und dann noch einmal dorthin zurückkehren.“

„Dorthin zurück?“ fragte sie und blieb erschrocken stehen. Eine Laterne schüttete ihr trübes Licht über sie.

„Ja — dorthin zurück. Der Herr Wirt schien recht unangenehm berührt zu sein, daß Sie da hineingingen. Es finden jetzt in Libau sehr viele geheime Zusammenkünfte statt, die für uns Deutsche von besonderem Interesse sind.“

„Von Letten?“ fragte sie schnell.

„Von Letten und — von anderen.“

„Aber Sie werden sich in Gefahr bringen —“, sagte Irene ängstlich.

Er lachte kurz auf. „Sie haben recht, das wäre immerhin möglich. Es ist ja sozusagen mein Beruf, mich in Gefahr zu bringen —“

Sie sah ihn an. Sein Beruf?

„Dieser verkappte Feind im Hinterhalt ist für uns Deutsche der gefährlichste von allen —“

„Ja —“ meinte sie still und schien über etwas nachzudenken. „Ich möchte, daß Sie gleich umkehrten“, sagte sie dann mit einem verzichtenden Lächeln.

Malgach zögerte. Sie hatte recht. Die Zeit, die bei dem Wege hin und zurück verlorenging, konnte den Erfolg seines Unternehmens in Frage stellen.

„Ich möchte Sie um diese Stunde nicht allein gehen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

...eine Packung, die **FREUDE** macht!

mit viel Liebe und Verständnis für alle Rauchersorgen wurde diese neuartig ausgestattete Hochpackung erdacht.

Auch die letzte Zigarette noch liegt bequem zur Hand. Es wird Ihnen Freude machen, sich dieser Packung zu bedienen.

4 PFG.

LANDE VIER





Geschenke von bleibendem Wert machen die meiste Freude. Besonders, wenn es sich um eine Sache handelt, die den Bedachten aus dem rastlosen Fortschritt der Technik Nutzen ziehen läßt. Schenken Sie daher das ABC in seiner modernsten Form, auf Typen gesetzt, durch Hebel und Tasten in saubere, zeilengerade Schrift verwandelbar — kurz: eine Schreibmaschine. Eine OLYMPIA FILIA kostet nur wenig über 100 Mark. Trotzdem erfüllt sie alle Wünsche, die man an eine Schreibmaschine für den Privatgebrauch stellen kann. Sie besitzt die wesentlichen Funktionen preishöherer Kleinschreibmaschinen, ist stabil gebaut und liefert saubere Schrift sowie mehrere Durchschläge. Auf Wunsch ist sie gegen geringen Mehrpreis auch mit Koffer zu haben. Die Prospekte OLYMPIA F und OLYMPIA T, letzterer informiert über das vorteilhafte OLYMPIA-Teilzahlungssystem, versenden wir kostenlos und unverbindlich.

Die Schreibmaschine für den Privatgebrauch



OLYMPIA
FILIA
nur **109⁵⁰** RM

EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG · ERFURT

An die EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG · ERFURT/B
Senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre ausführlichen
Prospekte Olympia F und Olympia T.

Name: _____ Stand: _____
Ort: _____ Adresse: _____

OLYMPIA FILIA IST AUCH IM AUSLAND ERHÄLTICH

Die Frau am Fenster

Erzählung von Melchior Vischer

Eines Tages standen die Kinder in der Donaugasse vor Nr. 7 — und staunten. Ziehleute trugen Möbel ins Haus. Einige Erwachsene fragten im Drogengeschäft, wer denn die Familie sei, die da einziehe. „Das ist keine Familie“, antwortete der Drogist und Hausbesitzer Gruber, „bloß ein einzelner Herr! Ein Fremder... scheint von weither zu kommen!“ Mehr verriet er nicht.

Vor dem Hauseingang stand jetzt eine ältere, kleine Frau mit einer großen Markttasche. Das war die Witwe Pomeisl, die neugierigste Frau des Viertels. Sie ärgerte sich, daß sie zu spät gekommen war — so hatte sie beim Ausladen die einzelnen Möbelstücke gar nicht begutachten können. Eben trug man nur noch Bücherlisten ins Haus. Die Witwe hatte sich vorgenommen auszuharren, bis sie den neuen Mieter gesehen hatte.

Die Ziehleute waren längst fortgefahren; es begann zu regnen. Frau Pomeisl stand noch immer da und wartete. Sie wich nicht und murmelte: „Einmal muß er ja doch das Haus betreten!“

Doch der neue Mieter kam nicht. Schon wollte sie es aufgeben und sich entfernen, als plötzlich ein Mann auftauchte. Er ging rasch an Frau Pomeisl vorüber ins Haus. Die Witwe war enttäuscht, weil sie ihm nicht ins Gesicht sehen konnte, denn der Mann hatte seinen Rocktragen hochgeschlagen.

Am vierten Tag nach der Ankunft des Fremden hing ein Zettel an der Eingangstür des Hauses Nr. 7: „Aufwartefrau gesucht. Vorzustellen zwischen elf und zwölf Uhr, erster Stock.“

Schon um neun Uhr stand Frau Pomeisl vor der Flurtür des Fremden und klingelte. Nichts rührte sich. Sie klingelte immer wieder. Da hörte sie endlich Schritte. Ein Mann, groß und schlank, fragte unwirsch: „Was ist los?“

„Der Zettel unten... Ich bin die Witwe Pomeisl... Verzeihen Sie, daß ich früher gekommen bin... Ich bin so arm. Seit mein Mann tot ist“, jammerte sie, „er war Dienstmann... habe ich es schwer. Bitte, nehmen Sie mich doch!“

„Treten Sie ein!“ Die Stimme des Fremden war nun nicht mehr abweisend. „Sie kommen also jeden Morgen von zehn bis elf und am Nachmittag von fünf bis sechs Uhr. Heute können Sie wieder gehen; morgen um zehn.“

„Ich danke Ihnen!“ Die Dienstmannswitwe verneigte sich demütig.

Draußen im Treppenhaus stand sie noch lange. Sie hatte nun Zutritt zu der Wohnung dieses rätselhaften Fremden, außerdem aber auch die Hoffnung, dem Geheimnis auf den Grund zu kommen. Denn zum Vergnügen zieht ein so stattlicher Herr nicht in eine Kleinstadt. Sie setzte sich auf die erste Stufe, nahm aus der Markttasche ihr Traumbuch, an dem ein Bleistift hing. Nun schrieb sie auf ein Papierblatt: „Boßten bäßigt!“ Dann stand sie auf, nahm eine Haarnadel aus ihrem vorfintflutlichen Schopf und befestigte den Zettel an der Wohnungstür. Hierauf verließ sie befriedigt das Haus.

Am Nachmittag wußte es schon die ganze Stadt, daß die Witwe Pomeisl Aufwartefrau bei dem Fremden geworden war. Alle Neugierigen freuten sich darüber sehr; denn nun würde man bald alles genau erfahren — wer der Fremde sei, woher er käme und was er hier wolle.

*

Obwohl Frau Pomeisl nun schon drei Monate da war, hatte sie eigentlich nichts Näheres über ihren Dienstherrn erfahren können. Sie wußte wohl, wieviel Stühle er besaß, wieviele Anzüge und Schuhe; sonst aber wußte sie nichts. Nur noch, daß ein Zimmer zugeschlossen blieb, das auch die Witwe nicht betreten durfte. Der Postbote hatte niemals einen Brief abzugeben; von dieser Seite war also ebenfalls nichts zu erfahren.

Herr Gruber allerdings zuckte die Achseln und lächelte verschämt, wenn die Rede auf seinen Mieter kam. Und der mürrische und pflichtbewußte Polizeiwachtmeister Pflugbeil — der Namen, Herkunft und Beruf des Fremden wissen mußte — schwieg. Solange nichts Gesekwidriges vorlag, konnte ihn kein Mensch zwingen, mit den Angaben des Meldezettels herauszurücken. So wäre bald jede Neugierde eingeschlafen. Aber Frau Pomeisl sorgte dafür, daß sie nicht einschlief.

Es war an einem Freitag. Frau Pomeisl war eben mit ihrer Arbeit fertig geworden, etwas früher als sonst. Leise schlich sie auf den Gang hinaus und blieb vor der Tür des Zimmers stehen, das immer versperrt war und das sie noch nie betreten hatte. Sie bückte sich, schob den Dedfschieber des Schlüssellochs beiseite und sah hindurch.

Erfst bemerkte sie nichts, da das Fenster des Zimmers gerade der Tür, hinter der sie jetzt lauschte, gegenüber lag; die Helligkeit blendete deshalb ihre Augen. Aber diese Augen hatten schon viel Verbotenes geschaut; sie waren dadurch mit der Zeit geübt worden. Lange starrte sie jetzt durchs Schlüsselloch, vor Aufregung den Atem anhaltend.

Da wurde drinnen ein Stuhl gerückt. Schnell flüchtete sie in die Küche, kam dann, absichtlich laut aufstehend, wieder heraus und ging mit starkem Räuspfern zur Flurtür.

Draußen blieb sie noch eine Weile stehen und sann nach. Eigentlich hatte sie nicht viel gesehen. Der Fremde hatte gespannt aus dem Fenster gestarrt — gelächelt hatte er und geradezu verzückt auf die Fensterreihe des gegenüberliegenden Hauses gesehen: Es war das Haus Nr. 14 und gehörte dem Buchhändler Retuschil.

Was hatte das alles zu bedeuten — — — ?

*

Philipp Retuschil war der einzige Buchhändler der Stadt. Sein Geschäft befand sich auf dem Marktplatz, die Wohnung in der Donaugasse, im Hause Nr. 14. Es war ein altertümliches Barockgebäude, schon etwas baufällig. Besonders das hölzerne Stiegengeländer war morsch. Das Haus war einstüdig, nur Retuschil bewohnte es.

Man konnte nicht sagen, daß der schwarzhäufige Buchhändler sonderlich beliebt gewesen wäre. Er war jähzornig und klein von Gestalt. Was alle verdros, war dies: Retuschil ging über eine kalte Höflichkeit im Geschäft nie hinaus; außerhalb seines Berufs war er verschlossen. Manchmal zeigte er sogar in seinem Laden ein hochmütiges und gleichzeitig verzeihendes Lächeln, wenn man den Namen eines Schriftstellers falsch aussprach. Philipp Retuschil sollte übrigens ein hartherziger Mensch sein: Hatte er doch erst unlängst die arme Witwe Pomeiß, die den Linoleumbelag seines Ladens zu reinigen pflegte, entlassen, weil sie angeblich schmutzig war und allen Staub in den Ecken gelassen hatte.

Eines Tages stand in der Zeitung eine kurze Anzeige: „Philipp Retuschil zeigt seine Vermählung mit Frau Karin höflichst an.“

Man war verblüfft, empört, verärgert. Eine Fremde! An diesem Tag ging die Tür des Buchladens auf und zu. Man fragte unter einem Vorwand nach diesem und jenem, da man im geheimen hoffte, dabei vielleicht mit der Frau des Buchhändlers sprechen zu können. Man sah sie aber nicht.

Auch nicht am nächsten Tage. Auch nicht in den folgenden Tagen.

Dieser hochmütige Retuschil! Von den heiratsfähigen Mädchen und geschiedenen Frauen des Städtchens war wohl keine gut genug? Als Mann war Retuschil gewiß nicht begehrenswert; aber sein Geschäft ging ausgezeichnet, und der Buchhändlerberuf war hochgeachtet. Man ergrimmte über den eingebildeten Menschen, der mit dieser Heirat der ganzen Stadt gleichsam eine Ohrfeige versezt hatte.

„Ja, ja“, sagte die Witwe Pomeiß, „das ist eine alte Geschichte: den häßlichsten Männern ist keine Frau schön genug! Die stellen die höchsten Ansprüche. Und die schönsten Weiber wieder vergassen sich in die häßlichsten Mannsbilder!“

Eines Morgens wollte der Drogist Gruber seinen Augen nicht trauen. Gegenüber, vor dem Haus Nr. 14, stand ein junger, brauner Hengst mit einem Damensattel; ein Reitknecht hielt das Pferd. Plötzlich trat eine Dame im dunkelfarbigem Sportkleid rasch aus dem Haus. Bevor noch Herr Gruber seinen Klemmer auf der Nase zurechtgerückt hatte, sah die Dame schon auf dem Pferderücken und galoppierte davon. Der Drogist hatte nur so viel von der Dame sehen können, daß sie schlant war und blondes Haar hatte. Diese Neuigkeit erzählte er sofort seinen Kunden. Der Buchhändler hatte also ein Reitpferd! Dieses Reitpferd ritt seine Frau!

Ihr Antlitz war fremd und schön. Man ärgerte sich darüber, daß man diese Frau niemals in der Nähe sehen konnte, weil sie immer sehr eilig vorüber ritt. Man hätte sich mit allem ausgeöhnt, wenn man wenigstens die Genugtuung gehabt hätte, sie im Buchladen bedienen zu sehen. Die Mißgunst wurde noch stärker, als man sah, daß die jüngeren Männer, ja sogar Gymnasiasten ertöteten, wenn Frau Karin durch die Straßen ritt. Aber schließlich wäre auch das Reitvergnügen der schönen Buchhändlersfrau bald alltäglich geworden, wenn nicht unversehens ein neues, ungewohntes Ereignis alle erzürnt hätte.

Eine Operettentruppe gastierte an einem Sonntag im Saal des städtischen Gefangenenvereins. An diesem Abend konnte man zum ersten Male die blonde Frau des Buchhändlers aus der Nähe betrachten.

Leider bewies Retuschil hier seinen Hochmut aufs neue. Er hatte nämlich im Vorverkauf acht Packettplage erworben; vier in der ersten Reihe, vier in der zweiten Reihe, genau hinter den Plagen der ersten Reihe. Das Ehepaar Retuschil saß in der ersten Reihe, links und rechts war ein Platz frei, und hinter ihnen waren vier Plätze frei: Die beiden saßen wohl mitten im ausverkauften Saal, aber kein Mensch hatte den Vorzug, neben oder hinter Frau Karin zu sitzen, niemand konnte im verdunkelten Raum zufällig ihren Arm streifen oder gar im hellen Saal ihr Taschentuch, das zu Boden gefallen war, ritterlich aufheben.

Der Buchhändler saß selbstbewußt da, wie viele meinten. Das blonde Haar seiner Frau beherrschte den Saal. Solange die Welt besteht, hatte man kein ungleicheres Paar gesehen.

*

An einem Mittwoch konnte die Witwe Pomeiß durch das Schlüßelloch denselben Vorgang wahrnehmen, den sie schon einmal beobachtet hatte. Wieder sah ihr Arbeitgeber verzückt auf das Haus gegenüber. Da eilte Frau Pomeiß rasch die Treppen hinab und spähte vom Flureingang aus scharf auf das Haus des Buchhändlers. Es war aber nichts zu sehen.

Eines Tages — es dämmerte schon — ging Frau Pomeiß durch die Donaugasse. Plötzlich stochte ihr Herzschlag: Sie starrte zu den Fenstern des Hauses Nr. 7 empor. Sie schloß die Augen, riß sie dann schnell wieder auf. Nein, es war keine Täuschung. Sie sah den Fremden dicht am Fenster stehen und hinter ihm — — — nein! Sie hatte sich nicht getäuscht — — —

Eben trat er rasch vom Fenster weg. Im gleichen Augenblick war auch die zweite Gestalt verschwunden, deren Anwesenheit am Fenster oben die Witwe unten so verblüßt hatte. Es war eine weibliche Gestalt gewesen. Ihr Haar war blond: Es war die Frau des Buchhändlers gewesen.

Die Witwe Pomeiß konnte vor Aufregung kaum atmen; dann sah sie noch einmal zu den Fenstern empor. Jetzt waren die Rolläden herabgelassen.

Am nächsten Tag bei Einbruch der Dämmerung bemerkte Frau Pomeiß im Dunkel des Hauseingangs

Jetzt Alpina für jedermann!

IN 3
GÜTESTUFEN



Alpina-Gilde die preiswerte Qualitätsuhr



Alpina die anerkannte Präzisionsuhr

Mit der neuen Gilde-Uhr, dem jüngsten Erzeugnis der Alpina Uhrenfabriken, geht Ihr langgehegter Wunsch, eine zuverlässige Uhr zu einem erschwinglichen Preis zu erhalten, in Erfüllung. Die Alpina Uhrenfabriken bringen heute drei



Alpina-Gruen die Spitze feiner Uhren

klare, scharf voneinander getrennte Gütestufen: Alpina-Gilde, Alpina und Alpina-Gruen. Wählen Sie unter diesen drei. Sie brauchen sich jetzt nicht länger Alpina-Qualität zu versagen. Alpina-Uhren erhalten Sie nur in den der Alpina Deutsche Uhrmacher-Genossenschaft angeschlossenen Geschäften. 1000 Uhrenfachleute bürgen durch ihr fachmännisches Können für guten Einkauf und für gerechten Preis bei höchster Leistung. Sie erkennen diese Uhrengeschäfte am roten Dreieck.

ALPINA - UHREN



halten, was sie versprechen



Sein
Weihnachtswunsch:



Kragen tragen

MEY hilft mir, ihn zu erfüllen! — Eine wunderbare Idee, dieser MEY-Kragen: mit feinem Wäschestoff überzogen, immer tadellos elegant und korrekt in Form und Sitz, und dabei durch den Verzicht auf Waschbarkeit so preiswert, daß man jeden unsauberen Kragen einfach durch einen neuen ersetzen kann! — Also: zu den Krawatten und Taschentüchern für „ihn“ auch ein Dutzend MEY-Kragen — wie wird „er“ sich freuen, daß ich daran gedacht habe!

Dutzend 2.50
6 Stück . 1.25
3 Stück . —.65



MEY
L. Edlich

MEY & EDLICH / LEIPZIG W 31
Verkaufsstellen überall im Reich

Nr. 7 zwei Gestalten — eine männliche und eine weibliche, die sehr erregt mit einander sprachen. Geistesgegenwärtig erinnerte sich die Witwe, daß sie oben ihre Markttasche vergessen hatte; sie trat also keck in den Hausflur und ging dicht an den beiden vorbei: Es waren ihr Arbeitgeber und die blonde Frau des Buchhändlers.

Sie tat so, als hätte sie nichts gesehen, stieg die Stufen hinan und klingelte. Da hörte sie ein Keuchen hinter ihrem Rücken: „Was wollen Sie denn?“

Sie tat erstaunt: „Ich wußte nicht, daß Sie weg waren. Ich wollte nur meine Markttasche holen, die ich in der Küche liegen ließ!“

Jetzt hatte sie den zweiten Beweis. Sie lief dahin, sie lief dorthin. Am nächsten Tag wußten es alle, die dem Privatleben des Nächsten bis in die letzten Winkel nachspüren müssen.

Endlich schien das Rätsel gelöst zu sein, das eigentlich so einfach gewesen war. Der Fremde hatte sich als der Liebhaber der jungen Buchhändlersfrau entpuppt, daher sein vorsichtiges, geheimnisvolles Auftreten. Man gönnte dem hochmütigen Retuschil dieses Mißgeschick von ganzem Herzen.

*

Retuschils Geschäft ging gut. Unter allen möglichen Vorwänden betrat man seinen Laden und kaufte zuweilen sogar Unnützes. Man wollte ja nur den angeblich betrogenen Chemann sehen.

Man verlangte etwas Schönes zum Lesen; aber nur Bücher, die von Liebesabenteuern handelten. Der Buchhändler legte derartige Romane und Novellen vor; man kaufte sie wahllos. Anfangs hatte sich Retuschil über den großen Absatz der Bücher gefreut, dann fiel ihm das sonderbare Geheben der Käufer von Tag zu Tag mehr auf. Da brachte der Briefträger die Nachmittagspost. Es war auch eine Karte dabei, mit verstellter Schrift geschrieben. Der Buchhändler zuckte beim Lesen zusammen und starrte auf die Karte.

Jetzt wußte er, warum so viele — grausam und höhnisch — Liebesgeschichten gekauft hatten.

Retuschil stürmte aus dem Laden und eilte nach Hause. Er mußte seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um sich zu beherrschen. Nun bog er in die Donaugasse ein. Plötzlich stockte sein Schritt. Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen. Gegenüber, in Grubers Haus, sah er im ersten Stock den Fremden — und eine Frau: seine Frau.

Von diesem Augenblick an verlor der Buchhändler jede Ueberlegung. Was er nun dachte oder tat, war triebhaft. Zuerst wollte er in Grubers Haus rennen, aber eine innere Stimme jagte ihn in sein Haus. Die Stufen empor, immer mit dem Gedanken, ein Ende zu machen mit allem, und etwas zu suchen, womit man rasch töten konnte. Er stürzte in die Wohnung, aus einem Zimmer ins andere, schrie nach dem Dienstmädchen. Aber niemand antwortete, denn das Mädchen hatte heute seinen freien Tag und war schon lange vorher mit dem Reitknecht fortgegangen, um einen vergnügten Nachmittag und einen vergnügten Abend zu genießen.

Retuschil war allein im Haus. Er eilte in die Küche, packte dort einen Hammer, immer nur von dem Gedanken getrieben, in das Haus gegenüber einzudringen. Auf der Treppe schrie er plötzlich auf und stand starr. Denn seine Frau kam eben ruhig herauf, langsam ging sie, schlank war sie und schön. Jetzt erschrak sie, als sie ihn so sah, bleich und verstört. Schon stand sie vor ihrem Gatten und wollte ihn stützen. Da holte er mit seinem Hammer aus, sie schrie und packte den erhobenen Arm: der Hammer fiel zu Boden. Retuschil keuchte, gab nicht nach, jetzt hatte er sie an der Kehle gepackt: „Wo warst du?“ Sie wehrte sich, wick ihm aus; er ihr nach. Sie war nun hart am Geländer und blickte, mit Mühe ihn abwehrend, in seine irren Augen. Da krachte es, sie schrie auf und stürzte hinab. Das morsche Holzgeländer hatte unter dem Druck nachgegeben und war durchgebrochen.

Er sah Karin plötzlich nicht mehr, ihr Aufschrei war noch um ihn. Schnell muß man alles auslöschen! Dieser Gedanke peitschte ihn, er packte den Hammer, lief die Stufen hinab, aus dem Haus, auf die andere Straßenseite, dort die Treppe empor, zur Tür des Fremden. Frau Pomeisl öffnete. Retuschil stieß sie beiseite, rannte blindlings ins nächste Zimmer, die Pomeisl hörte einen Aufschrei, dann einen dumpfen Fall. Sie wollte nach, da kam schon ihr Arbeitgeber heraus und fuhr sie an: „Sie bleiben hier und warten!“ Damit drängte er sie in die Küche zurück, nahm ein Glas, füllte es mit Wasser und verschloß die Tür. Die Witwe Pomeisl hörte noch, wie die Zimmertür zusiel. Dann rührte sich lange nichts. Endlich laute Stimmen, die dann leiser und leiser wurden. Nach einer Weile schlurften schleppende Schritte durch den Flur.

Unten ging Retuschil wandelnd über die Straße, in sein Haus. Seine Augen mußten Entsetzliches gesehen haben.

Im Treppenhaus stand Retuschil lange, ohne sich zu bewegen. Er sah das zerbrochene Geländer — seine Knie zitterten. Dort im Schlaghatten lag etwas Dunkles: Karin. Sie regte sich nicht mehr. Da hob er sie vorsichtig auf und trug sie die Stufen hinan.

Oben saß er da, rührte sich nicht. Ausgelöscht schien alles.

Wie lange er so dageessen hatte, wußte er nicht. Plötzlich sprang er auf und rannte aus dem Haus. Es war schon dunkel auf den Straßen, er rannte und rannte. Mit einem Male stand er vor seinem Laden und hatte alles vergessen. Er schloß auf und machte Licht.

Links und rechts auf dem langen Verkaufstisch waren die Bücher aufgestapelt, jene Bücher, die in der Stadt so begehrt waren. Er hielt es für seine Pflicht, jetzt diese Bücher zu ordnen. Alle Glühbirnen seines Ladens schaltete er ein, nahm ein Buch nach dem anderen und schrieb den Preis auf die obere Ecke des Schutzblattes. Nur sein Atem und das Rascheln der Seiten waren zu hören, sonst war es still im nächtlichen Buchladen.

Der Polizeiwachtmeister Pflugbeil sah schon von weitem den Lichtschein. Er ging schneller und brummte wütend: „Dieser geldgierige Mensch! Will der auch noch in der Nacht Bücher verkaufen?“ Er klinkte die Ladentür auf. Wirklich, Retuschil arbeitete hinter dem Verkaufstisch. Pflugbeil räusperte sich. Der Buchhändler hörte ihn nicht, er schrieb ruhig weiter. Der Wachtmeister räusperte sich nochmals. Nichts. Da sagte der Beamte barsch: „Wollen Sie nicht endlich aufhören? Es ist elf Uhr vorüber! Hören Sie denn nicht?“ Er rüttelte den Buchhändler an der Schulter.

Da schaute Retuschil — durch Pflugbeils unsanfte Berührung aus seiner gedankenlosen Arbeitshaft gerissen — endlich auf.

Der Wachtmeister sah in die verstörten Züge des Buchhändlers. Zum ersten Male in seinem Leben wußte er nicht, was er tun sollte. Aus lauter Verlegenheit versuchte er den anderen zu trösten: „Was haben Sie denn, Herr Retuschil?“

„Sie sind der einzige Mensch, der mir jetzt helfen kann!“ antwortete der Buchhändler. Er hatte das volle Bewußtsein wiedererlangt; die Schuld war über ihn gekommen, aber auch die Reue: er weinte.

In diesem Augenblick drangen von draußen aufgeregte Stimmen herein. Retuschils Dienstmädchen war mit dem Reitknecht unterdessen nach Hause gekommen, hatte die Wohnung offen vorgefunden und bald auch die tote Frau entdeckt. Beide waren entsetzt auf die Straße gestürzt und der Witwe Pomeiß in den Weg gelaufen. Schnell war alles erzählt; sie wollten eben zur Polizeiwache eilen, als sie an dem erleuchteten Buchladen vorbeikamen.

„Frau Pomeiß wird Ihnen alles sagen!“ erklärte Retuschil leise und zeigte auf die Tür, die eben von der Witwe des Dienstmannes geöffnet wurde.

„Da sitzt der...“ Sie konnte nicht zu Ende sprechen, denn sie hatte in Retuschils Antlitz gesehen: Es lächelte nicht mehr hochmütig, seine Augen waren vom Weinen rot umrandert.

Am nächsten Morgen wußte es das ganze Städtchen, daß der Buchhändler seine Frau aus Eifersucht ermordet hatte und in der Nacht verhaftet worden war. Die Witwe Pomeiß berichtete alles eingehend; sie schloß mit den Worten: „Das kommt davon, wenn sich die Männer ihre Frauen aus der Fremde holen!“ Man war über Retuschil entrüstet.

Doch auch der Wachtmeister erzählte. Da erfuhr man, wie verstört Retuschil gewesen sei und wie er geweint habe. Man schämte sich plötzlich, ihn gehäßt, verhöhnt und verfolgt zu haben. Denn er hatte geweint, das milderte den Zorn, den man begreiflicher Weise auf ihn hatte.

Später erfuhr man vor Gericht, daß Retuschils Frau aus der Großstadt stammte, dort den Beruf einer Reitlehrerin ausgeübt hatte und schon einmal verheiratet gewesen war. Diese Ehe war jedoch aus merkwürdigen Gründen geschieden worden. Karin

hatte nämlich schon nach kurzer Zeit ihren schrullenhaften Ehegatten aus jäher Angst verlassen. Dieser Mann — er hieß Schenk — war Besitzer eines Marionettentheaters. Er beschäftigte sich den ganzen Tag mit seinen Gliederpuppen und dachte über ein neues Triebwerk nach; denn er hatte die Zwangsvorstellung, eine Puppenbühne erfinden zu müssen, die ein Menschentheater vollständig ersetzen sollte.

Eines Nachts war Karin von einem Lichtschein aufgewacht; da sah ihr Mann im Zimmer, hatte eine seiner Gliederpuppen in der Hand und streichelte diese lächelnd. Karin wurde ihr Mann langsam unheimlich, sie verließ ihn und setzte kurz darauf die Scheidung durch. Ein Jahr später hatte Retuschil in der Großstadt gerade seine Heiratsanzeige veröffentlicht. Karin hatte sich gemeldet und den Buchhändler, dessen jähe Liebe sie rührte, geheiratet.

Am zweiten Verhandlungstag kam es zu einer überraschenden Wendung im Prozeß. Philipp Retuschil stand auf und sagte, weder erregt noch bittend: „Ich habe meine Frau nicht ermordet!“ Als man ihm entgegenhielt, daß er in der Voruntersuchung gestanden habe, antwortete er: „Ich war verzweifelt und wollte alle Schuld auf mich nehmen. Denn ich habe niemanden mehr auf der Welt... and... meine Frau habe ich sehr geliebt. Wie sollte ich ohne sie weiterleben? Ich will mich auch nicht freisprechen, aber ich muß die Wahrheit sagen. Ich habe Karin nicht getötet, es ist ein Unglücksfall gewesen. Dennoch bin ich schuldig!“

Der Vorsitzende fragte: „Sie haben erzählt, daß Sie nach der Tat bei dem Fremden in Nr. 7 gewesen sind!“

Retuschil antwortete: „Darüber verweigere ich die Aussage!“

„Wollen Sie den Liebhaber Ihrer Frau schützen?“ Da schrie Retuschil: „Das ist nicht wahr. Er ist nie ihr Liebhaber gewesen!“

Der Vorsitzende beschwichtigte: „Beruhigen Sie sich. Sie sind zu erregt. Ich werde unterdessen die Zeugin Pomeiß vernehmen!“

Alle fanden es schön von Retuschil, daß er die Ehre seiner Frau bis aufs Letzte verteidigen wollte. War nicht der Fremde — so wie man die Dinge jetzt

sah — der wirklich Schuldige? Denn die Leute, die scheinbar nichts mit der Tat zu tun hatten, waren eigentlich die wahren Täter: der Fremde und wohl auch die Witwe Pomeiß. Frau Pomeiß war es gewesen, die durch ihren Klatsch alle immer wieder neugierig und boshaft gemacht hatte; sie war übel, schlampig und beschränkt, ein Nichts — und dennoch hatte sie viele Menschen der Stadt geradezu unterjocht.

Frau Pomeiß hatte inzwischen ihre Aussagen beendet. Sie stand da, etwas feierlich; und als alle sie ansahen, lächelte sie verlegen. Dabei bemerkte man zum ersten Male ihre große Zahnücke.

Die Verhandlung wurde auf den nächsten Morgen vertagt, da der Fremde als Zeuge geladen werden mußte. Vor dem Hause Nr. 7 in der Donaugasse warteten schon Neugierige, als der Polizist kam; alles drängte hinterdrein, unter den Vordersten die Witwe Pomeiß.

Oben mußte die Tür gewaltsam aufgebrochen werden. Frau Pomeiß stürzte zu der Zimmertür, durch deren Schlüsseloch sie immer geschaut hatte. Die Tür ging nicht auf. Da sah sie in gewohnter Weise durch und — schrie schrill. „Dort“, sie zitterte am ganzen Körper und zeigte mit verzerrtem Gesicht auf das Schlüsseloch, „... die Toten stehen auf!“

„Unsinn!“ Der Polizist rüttelte an der Tür. Wieder mußte gewaltsam geöffnet werden.

Im Zimmer war nichts zu sehen; ein gewöhnlicher Raum mit alten Möbeln. Plötzlich kreischten die Weiber. Auf dem Diwan lag der Fremde und schlief. Daneben saß die Frau des Buchhändlers, regungslos. Da rief der Polizist: „Sind Sie es, Frau Retuschil?“

Keine Antwort.

Jetzt trat der Schuhmann heran und rüttelte den Fremden. Er war tot. Auch die Frau rührte sich nicht: es war eine Wachsfigur.

Der nächste Gerichtstag brachte die Aufklärung. Der Fremde hatte sich vergiftet. Es war Karins erster Gatte gewesen, der Puppenspieler Schenk. Nach der Scheidung wurde es Schenk erst bewußt, daß er ohne Karin nicht leben konnte. Er suchte sie überall,

Tabak
aus der Ernte 33

Die macedonischen Provenienzen der Ernte 33 sind besonders gut und extra leicht ausgefallen. Durch ihre Verwendung konnten wir die ALVA-Mischung noch wesentlich verbessern.

ALVA
» RUNDE SORTE «

Lauf Schlittschuh



auf

HUDORA

Photo Bittner

MAUDER



In Pergamon war man erbaut
von Pergament aus Eselshaut.

Schreibt mir, schreibt ihr
Schreibt auf „M.-K.-Papier“

60 3
Der „Gelbe“
BRIEFBLOCK



80 3
Der „Gelbe“
BRIEFPACKUNG

Max Krause
Briefpapier

doch sie blieb verschwunden. Da fertigte sich Schenk eine lebensgroße Puppe an, die sich bewegen konnte wie ein Mensch: Karins Ebenbild. Nun war sie immer bei ihm.

Eines Tages hatte er endlich ihren Aufenthaltsort entdeckt und war sofort in die kleine Stadt gezogen, um wenigstens in ihrer Nähe zu sein. Sah er Karin manche Tage nicht, war er verzweifelt und setzte sich dann mit der Puppe ans Fenster. Nie hatte Karin das Haus Nr. 7 betreten, mit einer einzigen Ausnahme: Das war damals gewesen, als sie mit ihm abends im dunklen Hauseingang gestanden, weil Schenk sie in vielen Briefen um ein Wiedersehen gebeten hatte. Damals hatte sie ihm gesagt, daß alles zu Ende sein müsse.

Retuschil schloß: „Das war es, was ich im Zimmer des Puppenspielers erfahren hatte. Ich habe die Puppe gesehen und dann Schenks seltsame Geschichte gehört. Nun hat er sich vergiftet. Ich bin schuldig. Ich will alles auf mich nehmen, denn das Leben hat keinen Sinn mehr für mich!“ Leiser setzte er hinzu: „Nun bin ich allein.“

Retuschil wurde verurteilt, aber die Leute erzählten sich, daß das Gericht beschloffen habe, ein Gnadengesuch für ihn einzureichen.

„Sie alte Heger! Sie sind mit Ihrem Geschwätz an allem schuld!“, schrie Herr Gruber, als er an Frau Pomeisl vorüberging. „Wagen Sie es nie mehr, meinen Laden zu betreten!“

Alle stimmten dem Droghsten zu. Denn wäre die Witwe Pomeisl nicht gewesen, so hätte sich kein Mensch über die Ankunft eines Fremden gewundert, die Frau des Buchhändlers wäre nie verdächtigt worden, es hätte kein Unglück und keinen Prozeß gegeben, und niemandem in der Stadt wäre es eingefallen, Liebesgeschichten zu kaufen.

Wege zur Unsterblichkeit

Aus der Werkstatt der Namensschöpfer

Jedermann weiß, daß die große Filmschauspielerin Greta Garbo in Wirklichkeit Greta Gustafson heißt. Manch einer weiß, daß die Marquise von Pompadour, ehe sie die Freundin des französischen Königs Ludwigs XV. wurde, den Namen Mademoiselle Poisson, „Fräulein Fisch“, trug. Solche Namensänderungen, bei Schauspielern und Schriftstellern seit jeher besonders beliebt, haben die verschiedensten Beweggründe: der eine scheut sich, unter seinem wahren Namen die Schaubühne der Öffentlichkeit zu betreten, der andere glaubt, gerade durch den neuen Namen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und in die Halle des Ruhmes einzuziehen. In England hat mancher, der politische Bedeutung, Reichtum und Macht gewann, damit auch einen neuen Namen gewonnen. So war Lord Rhondda, der Kohlenkönig, ein „geborener“ Mister Thomas, Lord Sutherland, der ehemalige Vizekönig von Kanada und absolute König der kanadischen Eisenbahnen und der Hudson Bay Company, ein „geborener“ Mister Smith.

Es gibt viele Beispiele dafür, daß durch die irrige Verknüpfung menschlicher Namen mit Sachen und Dertlichkeiten eben diese Menschen einen guten oder schlechten Weltruf erwarben, den sie nicht immer verdient haben. Der Name Jean Nicot, der im 16. Jahrhundert französischer Gesandter am portugiesischen Hofe war, ist durch das Nikotin unsterblich geworden, nur weil er Maria Medici nach Paris ein paar Tabatpflänzchen sandte, die ihm aus Sevilla nach Lissabon geschickt worden waren. Weiter hatte Nicot nichts getan, weder rauchte er selber, noch schnupfte er Tabak, und vom Nikotin hatte er keinen „blauen Dunst“. Wenn es stimmt, daß das Nikotin im Tabak von dem französischen Chemiker Bauquelin entdeckt wurde (es wird bestritten), so hätte man das anregende Rauchgift viel eher „Bauquelinin“ nennen müssen. Das gleiche Recht auf Unsterblichkeit käme auch dem Reisegefährten des Kolumbus, dem Matrosen Sancho zu, der als erster Europäer den Mut hatte, die Wirkung des Nikotins an sich zu erproben, indem er die ihm von einem Indianer dargebotene „Zigarre“ rauchte. Man hätte also in Anbetracht seiner Verdienste das Nikotin auch „Sanchonin“ taufen können.

Ein anderes, nicht minder berühmtes Alkaloid, das Chinin, hat nicht das geringste mit China zu tun. Die Heimat des Chinabaumes ist Peru, und seinen Namen Cinchona bekam der Baum von Linné zu Ehren der Gattin des spanischen Vizekönigs von Peru, einer Gräfin de Cinchon. Ihr Verdienst entspricht dem Verdienst von Jean Nicot: sie sandte die wundertätige Rinde, durch die sie vom Fieber geheilt worden war, nach Europa. Weit größer indessen war das Verdienst des spanischen Soldaten, der das Geheimnis der Rinde von den Eingeborenen, die es vor den Spaniern verheimlichten, erforschte und sie der kranken Gräfin brachte. Verbreitet wurde das Chinin dann in Europa durch die Jesuiten-Patres. Das Los der Unsterblichkeit jedoch fiel der Gräfin in den Schoß.

Es gibt indessen auch umgekehrte Fälle, in denen der Träger eines weltbekannten Namens mit Freuden auf diese „Ehre“ verzichten würde. Schwebt uns nicht der Doktor Guillotin als ein kalter und grimmiger Jakobiner vor, der in der Zeit der Französischen Revolution die Arbeit des Scharfrichters „erleichtern“ wollte? In Wirklichkeit war er zwar Mitglied des Convents, aber durchaus kein Jakobiner, sondern überaus gemäßigt. Aus humanen Erwägungen heraus protestierte er schon vor Beginn der Terrorherrschaft gegen die barbarische Hinrichtung der Kriminalverbrecher: damals baten die Scharfrichter,

ehe sie an die „Arbeit“ gingen, nicht selten das Publikum um Nachsicht, indem sie sich auf ihr schlechtes Handwerkzeug und ihren Mangel an Übung beriefen! Guillotin forderte Vereinfachung und Beschleunigung der graufigen Prozedur; und die Spötter säumten nicht, den Arzt zu verhöhnen, der sich darum sorgte, wie man die Menschen schnellstens ins Jenseits befördern könnte. Die Regierung beschloß, nach den Ratschlägen Guillotins eine besondere Hinrichtungsmaschine, die man schon damals „Guillotine“ nannte, anfertigen zu lassen. Der Auftrag wurde einem anderen französischen Arzt erteilt, der ihn indessen nicht ausführte.

Um diese Zeit kam ein deutscher Cembalobauer Tobias Schmidt nach Paris. Man schrieb bereits das Jahr 1792, und die Nachfrage nach Cembalos war nicht mehr sehr groß, denn die meisten, die darauf zu spielen verstanden, saßen im Gefängnis oder waren von Haus und Hof vertrieben. Im Laufe einer Woche hatte Tobias Schmidt die gewünschte Maschine

zusammengebaut und verkaufte sie der Regierung für 824 Franc. Das erste Opfer der „Guillotine“ war der Verbrecher Jacques Pelletier, der am 15. April 1792 auf der Place de Grève hingerichtet wurde. Tobias Schmidt versorgte nun nach und nach ganz Frankreich mit seinen Apparaten und gelangte schnell zu Reichtum; doch wußte er seine Gelder nicht zusammenzuhalten: er verliebte sich in eine Tänzerin, führte ein ausschweifendes Leben und besaß bald keinen roten Heller mehr. Im Volksmund aber behielt seine Maschine den Namen Guillotine. Der darob sehr bekümmerte Doktor Guillotin ließ ab von aller Politik und widmete sich ausschließlich der Medizin. Er starb im Jahr 1814 in Paris.

Bei der Geschichte der Guillotine ist interessant, daß die „Maschine“ ihren Namen bekommen hatte, noch ehe sie hergestellt war. Vorzeitige Namensgebung kommt häufig in der Chemie vor; hier sind gewisse Elemente errechnet worden, ehe sie tatsächlich entdeckt wurden. Das Umgekehrte ist bei den Metal-

len Zink und Nickel geschehen; mehrere Jahrhunderte lang wurden sie zu Legierungen bereits verwendet, ohne daß man sie kannte oder gewußt hätte, wie sie „hießen“.

Das „Brasilholz“ war schon vor der Entdeckung Brasiliens bekannt. „Brasa“, d. h. „Glut“, nannten die Portugiesen das rote Farbholz, das damals auch aus dem Orient eingeführt wurde. Das erste Erzeugnis, das die Portugiesen aus Brasilien auszuführen begannen, war ein ähnliches Holz, und danach benannten sie das ganze Land. Viel richtiger wäre es gewesen, das Land „Cabraien“ oder „Binzonien“ oder „Amerika“ zu nennen; denn beinahe gleichzeitig hatten der Portugiese Cabral, der Spanier Pinzon und der Italiener Amerigo Vespucci es um das Jahr 1500 betreten.

„La Plata“ heißt auf spanisch „Silber“ — dabei gibt und gab es niemals Silber in diesem südamerikanischen Fluß. Aber Sebastian Cabot, der ihn im Jahr 1526 befuhr, bekam bei dieser Entdeckungsfahrt



Kurz vor Weihnachten

kann man oft beobachten, daß unvermittelt Männer auf der Straße stehen bleiben, sich an den Kopf greifen und mit verstörter Miene um sich schauen. Das sind jene Armen, die noch keine Geschenke für Frau und Tochter gekauft haben.

Hier muß man helfen. Stecken Sie ihm Zettel in seine verschiedenen Taschen mit der Notiz: „Indanthrenfarbiges kaufen!“ Darunter einige Einzelheiten mit ungefähren Preisen, also indanthrenfarbigen Kleiderstoff, indanthrenfarbige Tisch- und Leibwäsche usw. Er ist Ihnen dankbar dafür, die Verkäuferin weiß dann schon Bescheid. Nur auf die Indanthren-Marke muß er natürlich achten.

*Ich wünscht mir
ein Brillant!*

Ob Mann oder Frau, ob Bub oder Mädels — die Brillant ist immer das richtige Weihnachtsgeschenk.

Gehen Sie zum Photohändler und schauen Sie sie einmal an. Sie hat den wunderbar hellen, großen Sucher, in dem man schon vor der Aufnahme sieht, wie das Bild wirkt. Sie hat einen gestochen scharf zeichnenden Voigtländer-Anastigmaten, macht 12 Bilder auf einen Film und ist sehr einfach zu bedienen.

Voigtländer Brillant 6x6
mit Voigtar Anastigmat 1:6,3 Verschluss bis 1/100 Sek. und automatischem Bildzählwerk

28,50 M

Weitere Modelle von 16,50 bis 56,50 Mark. — Ausführliche Druckschrift bekommen Sie beim Photohändler oder direkt von Voigtländer & Sohn A.G., Braunschweig 11

*„Was man heut alles knipsen kann,
nimmt man als Film den Bessapan“
so heißt ein Büchlein, das — bedenklich —
der Photohändler gern Euch schenkt.*



Jede Frau hat so eine Art Geheimbuch

Was mag wohl alles drinstehen? Natürlich die Einnahmen u. Ausgaben, vielleicht auch verschiedene Koch- u. Backrezepte! Auf alle Fälle aber Aufzeichnungen über die Wäsche. Was angeschafft wurde, was sich beim Waschen befindet. Und gerade dabei empfindet es die neuzeitliche Frau immer wieder als große Annehmlichkeit, manches Unangenehme, wie z. B. Taschentücher, Windeln u. vor allem — Binden, nicht mehr waschen zu müssen, seitdem sie die großen

hygienischen Vorzüge der Tempo-Taschentücher u. der Camelia-Windeln kennengelernt hat. Ganz besonders aber weiß sie die Wohltat zu schätzen, die ihr die Reform-Damenbinde Camelia gewährt, denn die vielen Lagen feinsten, sammetweicher Camelia-Watte (aus Zellstoff) verbürgen höchste Saugfähigkeit u. einfachste u. diskrete Vernichtung. Und der Camelia-Gürtel mit Sicherheitsbefestigung gewährleistet beschwerdeloses Tragen u. größte Bewegungsfreiheit.

Camelia

- Rekord** Schachtel (10 St.) M. -.50
- Populär** Schachtel (10 St.) M. -.90
- Regulär** Schachtel (12 St.) M. 1.35
- Extrastark** Schachtel (12 St.) M. 1.50
- Reisepackung** (5 Einzelp.) M. -.75



Die ideale Reform-Damenbinde

Achten Sie auf diese blaue Packung!

Walther Kiaulehn:
Die eisernen Engel

Dieses Buch ist eine Geschichte der Maschinen vom Altertum bis zur Neuzeit, eine Philosophie der Maschine und noch mehr: eine Geschichte des Geistes, der die Maschinen schuf. 100 zeitgenössische Bilder! Broschiert 5 M, Ganzleinen 6 M 80

Mario Krammer:
Berlin und das Reich

Wie der Roman eines bedeutenden Menschen liest sich die Geschichte der Reichshauptstadt. Ein Geschichtsbuch dem Namen nach, aber sprühend und lebendig! Ein Buch, das alle Deutschen angeht! Mit 78 Stichen, Lithographien und Fotos. Broschiert 4 M 50, in Ganzleinen 5 M 80

Ernst Udet: Mein Fliegerleben

Dieses „Fliegerleben“ ist nicht nur die Biographie eines abenteuerlichen Lebens, nicht nur der Bericht zahlloser Feindflüge, nicht nur die Chronik von Udet's 62 Luftsiegen, sondern es ist auch das Bekenntnis eines Mannes, der nichts Höheres als Pflicht und Vaterland kennt. 72 Bilder-Seiten! Broschiert 3 M 50, Ganzl. 4 M 80

Eduard Rhein: Wunder der Wellen

In diesem Buch werden die 1000 Rätsel von Rundfunk und Schallplatte, Tonfilm und Fernsehen verraten. Dinge, die wir sonst vielleicht nie begreifen würden, werden mit verblüffender Anschaulichkeit dargestellt. Rund 80 Abbildungen! Broschiert 3 M 60, in Ganzleinen 4 M 80

Der deutsche Wald

Ein wunderbares Geschenk für Naturfreunde, Jäger und Förster, Botaniker und Zoologen, Dichter und Maler schildern in diesem Werk Leben und Schönheit unserer Wälder. Über 200 verschiedene Tierarten sind beschrieben. Viele spannende Jagdgeschichten! Fast 600 herrliche, meist seltene Bilder — darunter 16 bunte Kunstdrucke. In Ganzleinen 22 M

Eustav Schalk: Meisterbuch deutscher Götter- und Heldensagen

Die neue Ausgabe der berühmten Sammlung: Sagen von Fenrirwolf, Midgardschlange, Riesen, Zwergen, Göttern, Nornen, Odin und Fricka, Thor und Baldur. Dazu die Heldensagen von Gudrun, Dietrich von Bern, Siegfried und Kriemhild, Parzival, Lohengrin und Tannhäuser. Reich bebildert. Ganzleinen 4 M 80

Die Großen Deutschen

NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE

160 Männer prägten zwei Jahrtausende deutscher Geschichte und Kultur. Leben und Werke dieser 160 Großen der Vergangenheit werden in der Neuen Deutschen Biographie offenbart. 125 hervorragende Mitarbeiter haben diese 160 Biographien unter der geistigen Führung des Historikers Willy Andreas und des Dichters Wilhelm von Scholz geschaffen. Wer das vierbändige, rund 2600 Seiten starke Werk, das über 500 Kunstdruck-Abbildungen, viele vierfarbige Tafeln und Faksimile-Dokumente enthält, jetzt bestellt, erhält es zum Subskriptionspreis von 50 M (statt 60 M) für die vier Leinenbände. Band I und II sind soeben erschienen, Band III und IV erscheinen voraussichtlich Februar 1936.

H. Kühn: Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands

In diesem neuen Werk sind die vorgeschichtlichen Kunstwerke Deutschlands von den ersten Werken der Eiszeit bis zu den vollendeten Schöpfungen der Völkerwanderung und Wikingerzeit in selten gezeigter Vollständigkeit gesammelt. Das 600 Seiten starke Werk, das als Ergänzungsband der Propyläen-Kunstgeschichte in gleichem Format und gleicher Ausstattung erschien, mit rund 1000 Abbildungen, 16 Kupfertiefdruck-Tafeln kostet in Halbleinen 38 M, in Halbleder 42 M

Friedrich Bischoff:
Die goldenen Schlösser

In dieser zarten Erzählung lebt die reiche schlesische Sagenwelt wieder auf. Aus den Tiefen der Bergwälder, aus den „Goldenen Schlössern“ kommt Agnes, des Findelkind, das dem Mann, der es aufnahm, Glück brachte wie ein Talisman. Eine trotz aller Innerlichkeit dramatische Geschichte, geboren aus tiefer Verbundenheit mit Wald, Berg und Dorf. Erschiert 5 M, Ganzleinen 6 M 50

Wilhelm Schmidtbonn:
Der dreieckige Marktplatz

Durch das verträumte Bonn mit seinem dreieckigen Marktplatz zieht die Zeit des Aufschwungs nach 1870, verwandelt die Menschen und ihre Stadt. Zu Symbolen dieser Entwicklung werden zwei Freunde: ein Träumer und ein Mensch der Tat. Zwischen ihnen steht das zarte, rührende Wilhelmchen, klingende Melodie dieses schönen Buches. Brosch. 3 M 50, Gln. 4 M 80

Ernst Herrmann:
Die mitternächtigen Länder

Von den tausend Wundern aus dem Land der taghellen Sommernächte und nachtdunklen Wintertage erzählt Ernst Herrmann in seinem Buch, von Island, Finnland, Lappland und von den Faröer-Inseln. — 64 Kupfertiefdruck-Tafeln mit herrlichen Fotos zeigen den herben Zauber und die schwermütige Einsamkeit der nordischen Welt. Brosch. 5 M, Gln. 6 M 80

Curt Strohmeier: Meister Bockert

Tiere erleben ihre Romane wie wir. Aber wie selten sind wir Zeugen! Strohmeier ist es geglückt! Tag und Nacht stand er „auf Posten“, um aufzuspüren, wie ein Biber lebt und liebt, wie so ein nächtlicher Geselle um die Dame seines Herzens kämpft, wie er mit Fischern und Wilderern Abenteuer besteht. 40 seltene Fotos. Broschiert 3 Mark 75, Ganzleinen 5 M

Heimat

Die deutsche Landschaft in Erzählungen deutscher Dichter

32 Dichter haben sich in diesem Bande vereinigt, um den vielgestaltigen Reichtum der deutschen Landschaft zu zeigen, wie sie ihn erleben. Oft tritt in diesen Erzählungen die Landschaft wie eine handelnde Person zutage, oft weicht sie in den Hintergrund zurück, stets aber bestimmt sie das Wesen der Erzählung. 440 Seiten, broschiert M 3.50, in Ganzleinen M 4.80

Rudolf Mirbt: Das deutsche Herz

Ein Volksbuch deutscher Gedichte

300 der schönsten und ergreifendsten Gedichte vom Mittelalter bis heute. Herausgegeben von Rudolf Mirbt in zwölf Abschnitten: Liebeslieder / Dankbare Kreatur / Vom Tod und seiner Ehre / Von unsern Müttern und Frauen / Erbe der Väter / Von unsern Kindern / Jahresablauf / Beseelter Alltag / Segen der Arbeit / Von der Sehnsucht zu wandern und heimzukehren / Deutsches Christenvolk / Geschichten und Mythen / Volk und Vaterland / Deutsches Soldatentum / Junge Mannschaft. Kart. 2 M, Gln. 2 M 85

Carl With: Mutter und Kind

Dieser Bilder-Band führt den Leser in die unerschöpfliche Erlebnisfülle zwischen Mutter und Kind, verfolgt das Thema Mutterschaft bis in die tiefsten Bereiche der Natur- und Völkerkunde. Ein wunderbares Geschenk für jede Frau! 152 Bilder auf 128 Seiten. Kartiert 3 M

Carl With: Das Hohelied der Sonne

Ein Buch vom Quell des Lebens, vom Wesen, Wandel und Wirken der Sonne, von ihrer allmächtigen Kraft, die segnet und heilt, aber auch Verderben und Zerstörung bringt. 157 Bilder auf 128 Seiten. Kartiert 3 M

Konversations-Lexikon
„Das kluge Alphabet“

„Das kluge Alphabet“ ist das jüngste und daher aktuellste Konversations-Lexikon. Das Wissen der ganzen Welt ist in seinen zehn schönen Bänden zusammengedrängt! 50 000 Begriffe sind auf 4000 Seiten klar und genau erklärt. Über 3000 Zeichnungen, zahlreiche Kunstdruck-Tafeln geben lebendige Anschauung. Bunte Landkarten und viele Einzelkarten verdeutlichen die geographischen Begriffe. Der Preis ist denkbar niedrig! Jeder der zehn Bände kostet in Ganzleinen 3 M



**Legt Bücher
auf den Weihnachtstisch!**

VERLAG ULLSTEIN • PROPYLÄEN-VERLAG

eine Menge Silber in die Hand, das die Portugiesen entweder den Spaniern geraubt oder selber in irgendwelchen Tempeln „gefunden“ hatten. Daher der ganz unrichtige Name „La Plata“. Die ursprüngliche Bezeichnung „Rio del Solis“ — zu Ehren des Portugiesen de Solis, der als erster Europäer den Fluß befahren hat — ist in Vergessenheit geraten.

Buenos Aires übrigens, der Name der Stadt, die an der Mündung des Rio La Plata liegt, bedeutet auf Spanisch „gute Luft“. Im 15. und 16. Jahrhundert war Santa Maria de Buenos Aires die Beschützerin der Seefahrer, und Buenos Aires bezog sich auf die guten, der Meerfahrt günstigen Winde und durchaus nicht auf das Klima an Land. Die Gründer jener Stadt waren Seeleute, und sie taufte sie zu Ehren ihrer Schutzpatronin so.

In Amerika gibt es überhaupt eine Fülle irriger Namen. Gleich mit dem Namen des ganzen Kontinentes fängt es an, der auf die Willkür eines einzigen Mannes zurückzuführen ist: auf Martin Waldemüller, Lehrer am Gymnasium in St. Die in Lothringen. Im Jahr 1507 gab er einen Globus heraus und verlieh in der beigelegten Beschreibung dem neuen Erdteil zu Ehren Amerigos Vespucci den Namen „Terra Americi“. Ohne Waldemüller würde Amerika wahrscheinlich „Westindien“ heißen, wie es anfangs genannt wurde, oder „Kolumbia“, was nur gerecht wäre.

Nach dem Namen zu urteilen, könnte man meinen, Feuerland wäre wie Island reich an Geisern oder wie Japan besät mit Vulkanen. Als Maghellan im Jahre 1520 zum ersten Male „seine“ Wasserstraße befuhr, gewahrte er nachts an der Küste zahlreiche Lagerfeuer der Indianer. Danach prägte er den Namen.

Immerhin wußte Maghellan, daß er dieses „Feuerland“ entdeckt hatte. Der Spanier Torres dagegen fuhr 1606 durch „seine“ Meerenge zwischen Neuguinea und Australien, ohne auch nur die Existenz Australiens zu ahnen; er wußte nicht, daß er durch eine Meerenge fuhr, er wies nur nach, daß Neuguinea eine Insel sei und kein Erdteil, wie man damals glaubte. Die Meerenge trägt dennoch seinen Namen, was auch richtig ist. Weniger Glück hatte der Russe Deschneff, der die Beringstraße achtzig Jahre vor dem Dänen Bering entdeckte. Der Franzose Cartier entdeckte Kanada, wie man sagen kann. Sein Name ist jedoch in keiner geographischen Benennung von Bedeutung verewigt.

Der höchste Berggipfel in Australien trägt den Namen Kosciuszko. Aber weder der polnische Nationalheld noch Sir Strzelecki, der den Berg benannte, haben ihn je erblickt. Sir Strzelecki hatte wohl einen Felsengipfel entdeckt, den er für den höchsten hielt und nach Kosciuszko taufte. Als aber

nach Strzeleckis Tod ein noch höherer Gipfel entdeckt wurde, übertrugen die Engländer den Namen des polnischen Freiheitshelden auf diesen.

Flüsse und Städte und ganze Länder ändern ihre Namen. Vor unseren Augen hat sich Kristiania in Oslo verwandelt, Konstantinopel in Istanbul; Sankt Petersburg wurde im Kriege zu Petrograd und später zu Leningrad. Der Persische Meerbusen hieß einstmals bei den Geographen des Orients das Arabische Meer; anfangs hatten die Portugiesen diesen Namen übernommen, später jedoch taufte sie das „Mar Arabico“ in „Mar Persico“ um. Sie taten es, weil die beherrschenden Ufer des Meerbusens die nördlichen — persischen — sind. Dennoch lag damals wie auch heute noch die ganze Schifffahrt des Persischen Meerbusens in den Händen der Araber (wenn man heute die englischen Deltantkrisse nicht mitzählt).

Bei der Benennung der Meere geht es überhaupt gelegentlich eigenartig zu. Was in Deutschland „Nordsee“ heißt, das heißt in Rußland „Deutsches Meer“ — ein Name, der sich aus der Zeit der Hanse erhalten hat, die einstmals dort wirklich die Herrscherin war.

„Name ist Schall und Rauch“ — damit möge sich trösten, wer im Buche der Geschichte zu kurz gekommen ist. Die Leistung bleibt dennoch unvergänglich auf Aljos Tafeln eingegrift! Dr. J. Semjonow

SCHERK

Nach dem Rasieren:

TARR

Wer Tarr gebraucht, hat immer saubere, glatte, geschmeidige Haut. Flaschen zu RM 0.80, 1.25, 2.20 und 4.20.

Keine trockene Haut
Keine Infektion
Keine Flechten
Kein Spannen

„Kräuterglück“

täglich einmal nehmen, heißt täglich neue Lebenskraft und Jugendfrische gewinnen. Sie werden dadurch für Ihr Tagewerk leistungsfähiger, frisch und kräftig. Packung zu Mk. 2.50 und Mk. 1.— in Apotheken und Drogerien.
Dr. Zinsser & Co., GmbH., Leipzig 2

Medicus

Die elegante

naturgemässe
Fussbekleidung

Hineinschlüpfen und sich wohlfühlen

Sir fehlt ein Mayer-Hut...



Knipsen Sie Ihre Großmutter! — sie freut sich riesig! Knipsen ist kinderleicht, wenn Sie den Porst-Photo-Helfer R 6 gelesen haben, den Sie (320 Seiten stark) kostenlos erhalten. Ebenso die Zeitschrift „Münchberger Photo-Trichter“. Kameras schon von RM 5.— ab. Wer ein guter Knipsler werden will, stelltst belzeiten, 4. h.; die vielen Vorteile ausnutzen, die der Welt größtes Photo-Spezial-Haus bietet!

DER PHOTO-PORST
Nürnberg-A N. W. 6 Schreiben Sie heute noch

Ab 1 1/2 Pfg. per Stück sende ich Ihnen gegen Portoversatz und Berufsangabe viele 1000 echte Briefmarken zur freien Auswahl ohne jeden Kaufzwang. — Postkarte genügt.
RUD. ROHR, BERLIN N 60, FRIEDRICHSTR. 1314

ZentRa

mit dem Gongschlag ist es 22 Uhr 8...!

A: „Siehst Du, genau wie meine ZentRa zeigt —“
B: „Na, da hast Du ja wieder einen Grund, um von Deiner ZentRa zu schwärmen.“

Er ist jetzt zufrieden, weil sich im schönen Äußeren seiner Uhr ein zuverlässiges Werk befindet. Und für seine Weihnachtseinkäufe hat er sich ausdrücklich vorge-merkt: Uhren nur mit der Handelsmarke ZentRa.

Nur solche Uhrengattungen werden von der ZentRa-Fachkommission für zentra-reif erklärt, die eine strenge Qualitätsprüfung bestanden haben.

ZentRa
HANDELSMARKE

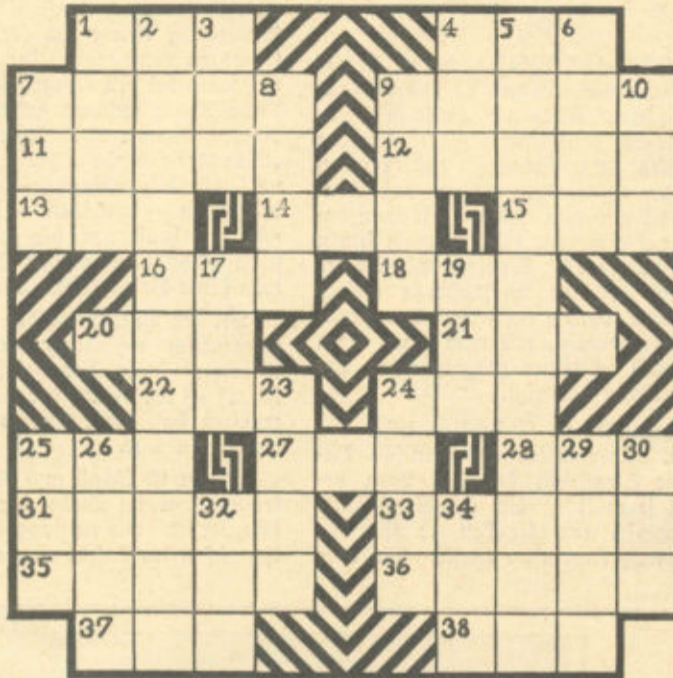
Die Uhr mit dem Reifezeugnis

Nur in Fachgeschäften mit dem roten ZentRa-Wappen!
Verlangen Sie im ZentRa-Geschäft den illustrierten ZentRa-Prospekt.

Spruch-Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Neger-volk in Togo, 4. türki-scher Titel, 7. Ägyptolog und Romanschriftsteller, 9. Stadt an der Oder, 11. Stadt im Ruhrgebiet, 12. Duffstoff, 13. deutscher Mediziner, 14. Heilbehandlung, 15. Nieder-schlag, 16. Klostervor-sitzer, 18. soviel wie Ge-lochtes, 20. Stadt an der Elb, 21. europäische Haupt-stadt, 22. zweistimmiges Tonstück, 24. Wint, 25. so-viel wie schmal, 27. Meeres-bucht, 28. Tanzschritt, 31. Gewebe, 33. Körperorgan, 35. Berg im Böhmer Wald, 36. Laubbäume, 37. grie-chische Göttin, 38. griechi-scher Buchstabe.

Senkrecht: 1. Männ-liches Säugetier, 2. ergibt zusammen mit 5. einen alten Spruch, 3. mundartliche Bezeichnung für Hausflur, 4. Körperteil, 5. siehe 2., 6. Zeit-alter, 7. Lebensbund, 8. alkoholisches Getränk, 9. Fisch, 10. geographische Bezeichnung, 17. Tier-wohnung, 19. Schweizer Kanton, 23. Gasthaus-



angestellter, 24. weiblicher Vorname, Kurz-form, 25. Gestalt aus Wagners „Meister-singern“, 26. Ibsensche Frauengestalt, 29. Fläche, 30. japanische Münze, 32. Schiffsseite, 34. Insel-bewohner.

Silben-Verflechtung

Aus den Silben:
 bau — bern — bier — bo — cho — de
 — de — den — der — digt — do —
 dorf — e — e — e — en — er — ern
 — fe — filz — frau — ge — ger —
 herbst — hof — kehl — ken — kon
 — kopf — le — le — lin — ma —
 men — men — nen — ni — nich
 — pre — ri — ris — rot — run —
 sche — schen — sen — so — soh — spiel
 — stein — te — wein — za — zel —
 sind 22 Wörter zu bilden. Aus ihnen
 sind je drei, beim letzten Wort zwei zu-
 sammenhängende Buchstaben zu ent-
 nehmen; sie ergeben, aneinandergereiht,
 einen Sinnspruch von Peter Sirius.
 (ch bei Nr. 1 ist ein Buchstabe.)

1. Verwandte, 2. Schul-Freizeit,
 3. Teil des Schuhs, 4. Gebrauchsgegen-
 stand in Gastwirtschaften, 5. Teil des
 Funkprogramms, 6. Wandvorsprung,
 7. bayrisches Königsschloß, 8. Land-
 wirtin, 9. Organ der Stimmbildung,
 10. Schmutzmaterial, 11. Völkerverfam-
 lie, 12. Naturerscheinung, 13. alkoholisches
 Getränk, 14. Planet, 15. Hautfalte,
 16. Teil des Gottesdienstes, 17. Teil des
 Hauses, 18. spanischer Schriftsteller,
 19. Laubbaum, 20. deutscher Dichter,
 21. Rostschutzmittel, 22. griechische Göttin.

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22

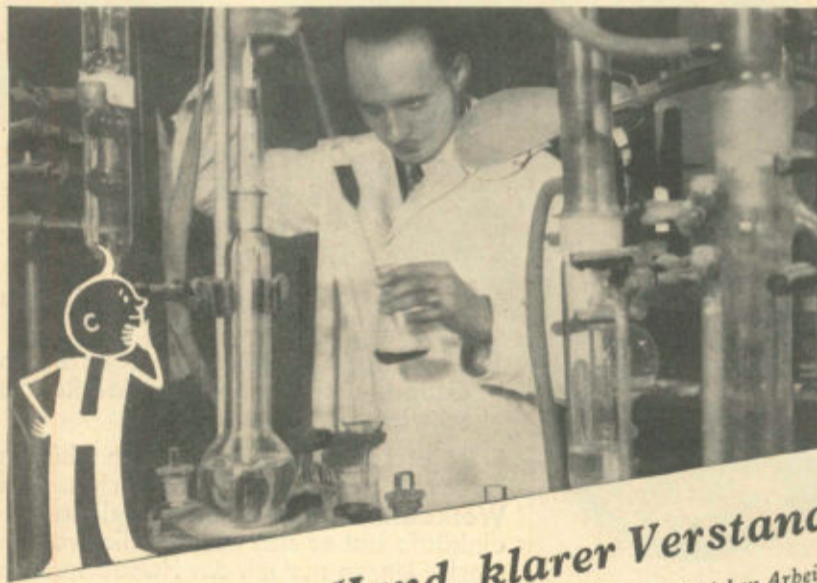
Im Winter und im Sommer

Wort des Schnees ist ohne Frage
 Stets das Merkmal kalter Tage.

Wort, doch ohne zweites Zeichen:
 Nur im Sommer gibt's dergleichen.

Unbeaufsichtigt

Mir war es nicht zum Wort, als jüngst ich fand
 Wort ohne „A“ in meiner Kinder Hand.



Sichere Hand, klarer Verstand

und nicht zuletzt Geduld gehören zu jeder erfolgreichen Arbeit. Oftmals kann man bei solcher Tätigkeit nicht rauchen, obwohl man gern möchte. Dann nimmt man eben Hanewacker, das ist der Tabak, der anregt und den Durst stillt, der Tabak, den man nicht raucht, sondern genießt! Verlangen Sie bei Ihrem Tabak-händler — wenn Sie „Anfänger“ sind — „Hanewacker besonders mild“, sonst einfach Hanewacker. Die handliche Dose kostet 25 Pfg. und reicht sehr lange. Aber kauen Sie nicht auf Hanewacker, sondern beachten Sie die Gebrauchsanweisung.



Hanewacker
 Ein Genuß auch für Sie!

Zwei Wünsche

ZU WEIHNÄCHTEN

ADLER FAVORIT
 Adler Qualität und kostet nur 135^{einchl. Koffer RM.}

ADLER 3-GANG
 steigt leicht, spart Kraft, fährt schnell von 116 RM an
 In den führenden Fachgeschäften

ADLERWERKE VORM. HEINRICH KLEIN · FRANKFURT A. M.



Wie gesponnenes Gold
möge Ihr Haar leuchten! Es
möge immer gepflegt aussehen,
seine Fülle behalten und nicht
unter Schuppen leiden! Lauter
gute Wünsche, zu erfüllen durch

SEBALD'S
HAARTINKTUR

Doch denken Sie auch an die Gesichtshaut!
Gepflegt und zart, straff und gesund wird
sie durch SEBALD'S GESICHTSWASSER!

40%
Gewichts-
Ersparnis



Verblüffend leicht

sind die Zeissgläser geworden durch ein neues Leichtmetall, das nach eingehenden Versuchen für ihre Herstellung verwendet wird. Die Gewichtsverminderung beträgt bei den gangbaren Mitteltriebmodellen 40%. Das Zeissglas ist daher jetzt noch leichter zu tragen, gar nicht hinderlich im Gepäck, bequem zu handhaben auch bei langer Beobachtung. Jeder wird es noch lieber, noch häufiger mitnehmen zum Sport, auf die Reise, in die Berge, an die See.

ZEISS
Leichtmetall
FELDSTECHER
Ihr Weihnachtsgeschenk!

Preise der gangbarsten Modelle von RM 108.— bis RM 135.— einschließlich Behälter und Riemen

Bezug durch optische Fachgeschäfte
Feldstecher-Katalog T 116 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien



**Die widerstandsfähige
deutsche
Gebrauchsuhre**



THIEL
TASCHEN- U. ARMBANDUHREN
FÜR DIENST, BERUF U. SPORT

**ZUVERLÄSSIG U. PREISWERT
IN DEN
UHRENFACHGESCHÄFTEN**

Garantie
3 Jahre

FOTO
-Führer mit 300 Abb., 20 Schaja-Vorteilen und dem „Kamera-Wähler“ kostenlos. Auch Gelegenheits-Liste (Fundgrube), regelmäßig Zeitschrift, Ansichtsend., Teilzahlung (1/3), Austausch alter Kameras. Garantie durch:

**PHOTO-SHAJA
MÜNCHEN A 28**
Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle



Nächste Lloyd-Reisen:
**Weihnachts- u. Silvesterfahrt
nach Madeira**
mit Schnelldampfer „COLUMBUS“
22. Dez. 35 - 5. Jan. 36 / ab RM 330.—

Amerika- und Floridafahrten
ab ca. RM 563.— bzw. ab ca. RM 524.—
einschließlich Landreisen

Näheres durch örtl. Vertreter oder
Norddeutscher Lloyd Bremen
Abt. Beratungsstelle für Seereisen



**„Da soll einer
draus schlau werden!**

Erst habe ich meinen Kindern (der Älteste ist schon von der Schule weg) mit viel Mühe beigebracht, daß sie sich jeden Morgen die Zähne putzen . . . und nun lese ich in einer Chlorodont-Anzeige, daß ich's falsch gemacht haben soll. Das begreif' ich nicht!

Falsch gemacht haben Sie's nicht, liebe Frau May. Chlorodont am Morgen ist bestimmt besser als gar keine Zahnpflege. Aber noch wichtiger ist die Zahnpflege am Abend, sonst zersetzen sich die Speisereste während des Schlafes und rufen Karies (Zahnfäule) hervor. Darum: „Lieber 2 Minuten später zu Bett, als einen Abend ohne Chlorodont!“

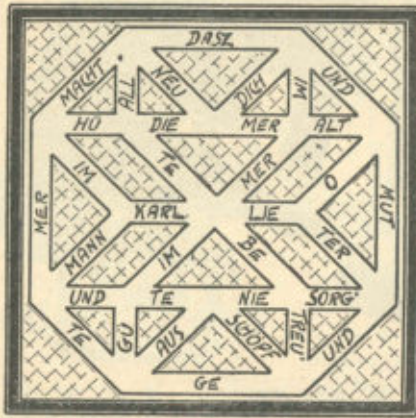


Der hohe medizinische Wert von Okasa ist weltbekannt. Okasa führt unserem Organismus Drüsen-Hormone, nervenstärkende und auf-frischende Stoffe zu. Daher bekämpft Okasa Depressionen, Mutlosigkeit, vorzeitiges Altern und gibt uns neue Jugendfrische, Lebensfreude und Leistungskraft.

Wer verzagt, versagt! OKASA gibt Kraft und Erfolg!

Okasa-Silber für den Mann, Okasa-Gold für die Frau, in allen Apotheken erhältlich. 100 Tabletten RM 9.50. Zusendung von illustr. Broschüre und **Gratisprobe Okasa** veranlaßt geg. 24 Pf. f. Porto **HORMO-PHARMA, BERLIN SW 80, Alte Jakobstr. 85/86**

Irrgarten
(Gefühlich geschütt.)



Der Irrgarten ist in einem Zuge so zu durchwandern, daß sich eine Strophe und der Name des Dichters ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 48

Der musikalische Fächer:

1. Sirius, 2. Sevilla, 3. Seidel, 4. Toledo, 5. Tonfilm, 6. Tomate, 7. Reseda, 8. Ratibor, 9. Ragusa, 10. Adverb, 11. Anemone, 12. Appell, 13. Urteil, 14. Uppala, 15. Utopie, 16. Serail, 17. Sekante, 18. Schöck, 19. Sonett, 20. Seminar, 21. Sesta. — Salome, Arabella, Elektra; Strauß.

Drei-Reihen-Silberrätsel:

Der gute Name ist bei Mann und Frau das eigentliche Reinod ihrer Seelen.

1. Dänisch, 2. Etuede, 3. Rundblick, 4. Godogisfel, 5. Urfehde, 6. Tartini, 7. Elain, 8. Neumexiko,

9. Abdehyd, 10. Miami, 11. Eisenach, 12. Iberer, 13. Saite, 14. Tagelöhner, 15. Brennglas, 16. Eingeweide, 17. Interesse, 18. Maloffol, 19. Alice, 20. Nachen.

Zwei Berufe: Schulkreiterin, Schulleiterin.

Zitat nach Punkten:

Der gute Wille macht die Gabe angenehm. Sänderingen, Pantguthaben, Wärterin, Schwiebus, Willemer, Lachtaube, Verdienst, Fleischgabel, Leander, Turgenjew, Lehmboden.

Berschieden: verstreuen, versteuern.

Magisches Quadrat:

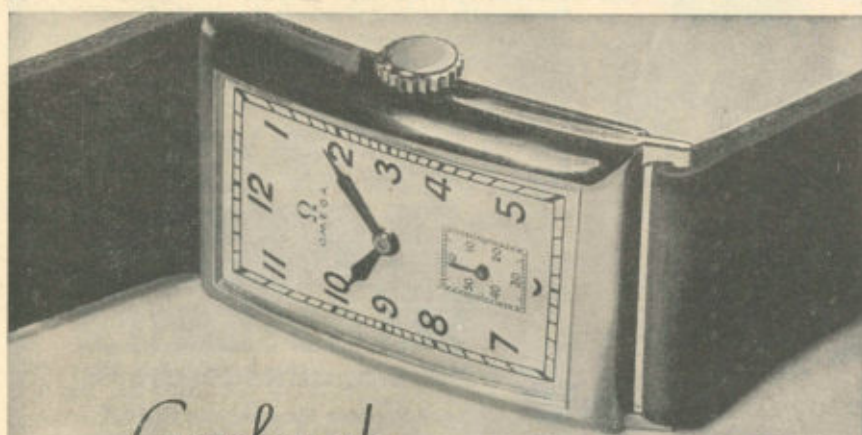
1. Herbst, 2. Egeria, 3. Revier, 4. Bridge, 5. Siegen, 6. Tarent.

Zwei Bedeutungen: Werft.

Rat für die Tochter: treulich, traulich.

Vielsinnig: Dynamit, Dynastie.

Zarte Anfrage: gefühlt, gefehlt.



Ein *Geschenk*, das man am liebsten selbst behalten möchte!

OMEGA-Kunstwerk der Präzision
OMEGA hält seit 1933 ununterbrochen den Präzisionsrekord an der Sternwarte Teddington
OMEGA ist immun gegen Temperatureinflüsse und gegen Überdrehen geschützt

• Dieses Modell CK 730 in Bleibglanzstahl nur RM 63.- in den führenden Uhrengeschäften

OMEGA
Zeitmesser der Olympiade 1936

VICTORIA 50 JAHRE QUALITÄT!



Kennen Sie schon die **VICTORIA** JUBILÄUMSRÄDER?

Sehen Sie sich diese Marken-Erzeugnisse im nächsten Fachgeschäft an. Verlangen Sie aber auch die Sonderkataloge über die neuen VICTORIA-Motorräder u. Jubiläums-Kleinstmotorräder VICTORIA-WERKE A.-G., NÜRNBERG-O/18
Fahrräder • Motorräder • Freilaufmaschinen • Begründet 1886



Weniger *aussfallen*, mehr *wachsen lassen*
durch Haarpflege mit **PETROL DUSWALD**

Große Flasche nur 2.25, kleine Flasche 1.65 RM
PARFÜMERIE DUSWALD, FRANKFURT AM MAIN

Das Geheimnis der Anziehungskraft einer eleganten Frau

Kennen Sie es?

An diesem Sonntag nachmittag wollte Edith ihren neuen Hut und ihre neuen Handschuhe tragen. Der Mann ihrer Träume sollte ihr zum ersten Male vorgestellt werden. Keine Frau hatte je gewünscht, vollkommener auszusehen.

Sie trafen sich. Aber es war nicht der Hut oder die Handschuhe, die er zuerst bemerkte. Es war ihre wunderbare, frische, zarte und klare Haut, die so reizvoll in ihrer mattschimmernden Schönheit wirkte. Erst nach der Verheiratung entdeckte er das Geheimnis auf Ediths Toilettentisch. Er sah, daß sie am Morgen die weiße, fettfreie Creme Totalon gebrauchte. Vor dem Ausgehen legte sie Totalon Puder fein und gleichmäßig auf Gesicht und Hals.

Diese beiden Produkte, so wohlfeil und doch so wirkungsvoll, werden von den elegantesten Frauen täglich gebraucht, die wissen, wie das Herz eines Mannes gewonnen wird. Sie werden erstaunt und entzückt sein, wenn Sie sie auf Ihrem eigenen Gesicht versuchen. Günstige Ergebnisse werden zugesichert oder das Geld zurückerstattet. Packungen von 50 Pfg. aufw.



Bier zu kalt?

Essen zu fett?

Dann

Schlichte
Steinhäger

Dein Haar braucht

Dr. Dralle's Birkenwasser enthält neben anderen Bestandteilen naturfrischen Frühlings-Birkensaft, der durch kein Kunstprodukt zu ersetzen ist.

Dralle

Birkenwasser

Medizin für das Haar und zugleich eine wundervolle Erfrischung. RM 1.50, 1.94, 3.38, 1/2 Ltr. 5.45, 1/1 Ltr. 9.70.



Großes,
buntes
Weihnachts-
Heft der

DAME

Über 100 Seiten!

Unter den Mitarbeitern:

- Hans Fallada
- Beverly Nichols
- Friedrich Bischoff
- Hans Thyriot
- Gerda von Below
- Arno Breker
- Rudolf Großmann
- Leo von Koenig
- Alfred Kubin
- Hans Meid
- Kay Nebel
- Paul Scheurich

**Nasskalte
TAGE**

Lästige Erkältungen als deren Folgen können Sie vermeiden. Die schmiegsame, wärmende Osiris-Unterkleidung schützt auch Sie. Weich und angenehm zu tragen, außerordentlich haltbar und nicht teuer • Ihre Gesundheit ist Ihr höchstes Gut. Deshalb zögern Sie nicht und machen Sie sogleich einen Versuch. Jedes gute Fachgeschäft kann Sie bedienen. Das OSIRIS-WERK Müller & Schweizer STUTTGART B 8, weist Ihnen auch Verkaufsstellen gerne nach.

Osiris



**PERI
Rasiertip
Nr. 5**

**Pflegen Sie
Ihren
Rasierpinsel!**

Der beste Pinsel ist in kürzester Zeit verdorben, wenn er nicht sofort nach jeder Rasur gereinigt wird. Am besten spülen Sie ihn unter der Wasserleitung gründlich aus; niemals aber heisses Wasser nehmen, denn die Borsten werden sonst zerstört. Nach der Reinigung schütteln Sie durch kräftiges Ausschlagen des Pinsels auch die letzten Wassertropfen heraus. Der Pinsel muß trocken gehalten werden, man bewahrt ihn am besten hängend auf (Borsten nach unten). Wenn Sie diese Anweisung befolgen und selbstverständlich die barterweichende PERI-Rasier-Creme und die hauchdünne, handgeschliffene PERI-Klinge benutzen, dann kennen Sie keinen Rasier-ärger und gehören zu der grossen Zahl der stets zufriedenen Perianer. - Die genaue Beachtung der bewährten PERI-Rasier-Tips macht das Rasieren noch angenehmer. - Werden auch Sie glücklicher Perianer!



Kl. Tube 0.50 RM
Gr. Tube 1.- RM
Klinge 0.20 RM

PERI

Dr. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. MAIN



*Rechtzeitig
eingreifen*

Das ist das ganze Geheimnis. Wenn sich das reifere Alter meldet, einzelne Körperstellen die Straffheit der Jugend zu verlieren beginnen, dann ist es höchste Zeit. In diesem Stadium bewirkt das Thalsia Edelet spielend die sofortige Verjüngung. Die vortreffliche Konstruktion dieses Modells bestätigt Ihnen die unverbindliche Anprobe in jeder Thalsia-Verkaufsstelle. Jll. Kataloge auf Wunsch.

THALYSIA
Paul Garms G.m.b.H.

Deutsche Reformwaren - Werke
Fabriken und Versandzentrale Leipzig-Süd 3

- Thalsia-Reformhäuser**
in Berlin: Deutsch. Hauptreformhaus Leipziger Str. 82; Friedenau, Rheinstr. 45/46; Neukölln, Kaiser-Friedrich-Str. 246; N. Schönhauser Allee 105; O. Frankfurter Allee 332; Spandau, Markt 2/3.
Thalsia-Reformhäuser im Reiche: Leipzig, Neumarkt 40; Breslau, Schweidnitzer Str. 55; Chemnitz, Innere Klosterstr. 21; Dortmund, Westenhellweg 47; Dresden, Seestr. 10; Düsseldorf, Schadowstr. 49; Görlitz, Jakobstr. 25; Halle/S., Leipziger Str. 73; Hamburg, Gr. Burchard 47/49; München, Neuhauser Str. 2; Stettin, Kl. Domst. 10a; Stuttgart, Königstr. 56
Thalsia-Vertretungen im Reiche: Annaberg E., Augsburg, Barmen, Beuthen, Bielefeld, Bitterfeld, Bochum, Brandenburg Hav., Braunschweig, Bremen, Coburg, Cottbus, Crimmitschau, Darmstadt, Dessau, Duisburg, Düren, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt O., Freiburg Br., Gießen, Gleiwitz O.-S., Göttingen, Greiz/V., Hagen W., Hannover, Heidelberg, Hildesheim, Hof/B., Idar-Oberst., Iserlohn, Jena, Karlsruhe, Kassel, Kiel, Kolberg, Köln, Königsberg/Pr., Konstanz, Köslin/Pomm., Liegnitz, Magdeburg, Mannheim-Ludwigshaf., Mülheim/Ruhr, M.-Gladbach, Münster/W., Nürnberg, Osnabrück, Paderborn, Pforzheim, Plauen/V., Potsdam, Reichenbach/V., Reutlingen, Rostock, Saarbrücken, Schneidemühl, Schwennigen a.N., Schweinf., Stolp/P., Trier, Ulm/D., Weimar, Wiesbaden, Worms/Rh., Würzburg, Zweibrücken, Zwickau
Auslands-Vertretungen: Amsterdam, Buenos Aires, Genua, Haderslev, Luxemburg, Mailand, Metz, Rom, Zürich: Münsterhof



Für JEDE
Haarfarbe
geeignet

Palmolive-Shampoo ist nicht nur für jede Haarfarbe, sondern auch für jede Beschaffenheit des Haares geeignet. Zur Herstellung werden die seit Jahrhunderten berühmten Schönheitsöle — Oliven- und Palmöl — verwendet, auch ist Palmolive-Shampoo frei von Soda. Das macht Palmolive-Shampoo so wertvoll für die Erhaltung Ihres gesunden Haares. Der Schaum läßt sich nach dem Waschen leicht und gründlich ausspülen und macht Ihr Haar locker und seidenweich.

Schon ein einziger Versuch wird Ihnen beweisen, daß Palmolive-Shampoo ebenso gut zur Pflege Ihres Haars geeignet ist, wie Palmolive-Seife zur Pflege Ihres Teints.

Doppelpackung 20s
2 Beutel für 2 Haarwäschen



Das ermöglicht Ihnen tägliches Rasieren mit Palmolive-Rasierseife. Hergestellt mit Olivenöl und Glycerin, erweicht diese ausgezeichnete Rasierseife Ihren Bart in wenigen Augenblicken, Ihre Klinge kann leicht und schnell über die Wangen gleiten. Nach dem Rasieren ist Ihre Haut glatt und geschmeidig — jedes Brennen und Spannen wird vermieden. Sie werden feststellen, daß Palmolive außerdem eine äußerst sparsame Rasierseife ist. Mit drei Stangen können Sie sich länger als ein Jahr rasieren. Kaufen Sie deshalb eine Stange Palmolive-Rasierseife, und urteilen Sie selbst.



HERGESTELLT MIT OLIVENÖL UND GLYCERIN

Zwischen Himmel und Erde

Wenn man von deutschen Fallschirm-Springerinnen spricht, klingen die Namen Käthe Paulus und Lola Schröter auf — Elise Schneider ist fast vergessen. Sie war in den ersten Nachkriegsjahren die Mitarbeiterin Heineckes, ist 98mal im Fallschirm zur Erde gegelitten, nicht ein einziges Mal hat sie eine normale Flugzeug-Landung erlebt. Hier einige interessante Episoden, die sie erlebte, nach ihren eigenen Erzählungen.

Was der Mann Fann, Fann ich auch

In einem der ersten Jahre der Nachkriegszeit findet ein großes Fest im Grünwald-Stadion statt. Heinecke, der eine Fallschirm-Fabrik in Reinickendorf eröffnet hat, wird verpflichtet, zur Verschönerung des Festes einen Abprung vorzuführen. Ein anderer Pilot, ein Mann von 47 Jahren und Vater von vier Kindern, will durchaus ebenfalls springen. Als man am Vorabend des Festes gemütlich im Freundeskreis zusammensitzt, gedenkt Elise Schneider, die Sekretärin Heineckes in seiner Reinickendorfer Fabrik, den Familienvater-Piloten von seinem Vorhaben abzubringen. Sie erklärt, was ein vierfacher Vater könne, das wage sie noch lange. Heinecke will das nicht recht glauben — Elise Schneider fühlt sich als Verteidigerin des sogenannten schwachen Geschlechts. Hitzige Debatte. Schließlich sagt Heinecke zu. Er denkt im stillen, daß sie es sich ja doch noch anders überlegen wird.

Am nächsten Tag auf dem Flugfeld. Es fliegen außer Heinecke Major Keller, Ungewitter, ein tapferer Pilot, der später tödlich verunglückte, Clasen und — Elise Schneider, die einfach da ist, sich auch durch Major Kellers dringende Vorstellungen nicht abhalten läßt, ohne alle Vorbereitungen sich den Fallschirm umschnallt und in die „Kiste“ steigt. Zum ersten Flug ihres Lebens!

Keller und Ungewitter steuern. Als erster springt Luftschiffer Clasen. Es ist eine alte Kriegsmaschine. Das Maschinengewehr ist abmontiert. An der Stelle, wo es eingebaut war, gähnt ein Loch im Boden des Flugzeugs. Durch dieses Loch muß man sich rückwärts hinauschieben, erst die Beine hinunterhängen lassen in den stürmischen Luftzug, der unter der Maschine weht. Dann stülzt man sich mit dem Oberkörper ab und läßt sich fallen. Alles andere wissen die Götter, denkt Elise Schneider, während sie auf dem Bauch liegt und sieht, wie Clasen vor ihr im Leeren verschwindet. Dann schiebt sie sich heran. Eine tragikomische Verwicklung hilft über alles Lampenfieber hinweg.

Vor dem Loch im Boden des Flugzeugs ist eine hohe Holzleiste angebracht. Auf der liegt sie mit dem Magen und bekommt schnell die scheußlichsten Magenschmerzen. „Bloß raus!“ denkt sie, schiebt die Beine hinunter, und schon schiebt sie über sich den sich blähenden weißen Schirm. Vor lauter Magenweh hat sie nichts von dem Sturz wahrgenommen. In strahlender Septembersonne schwebt sie über dem Stadion. Das Gefühl ist nicht zu beschreiben. Elise Schneider nennt es das Erlebnis einer inneren Heiligkeit und Reinheit, als ob man nicht mehr Mensch wäre, sondern etwas Höheres, Erhabeneres. Erst in Höhe der Kiefernripfel wird sie sich des Fallens bewußt, und schon ist sie auch gelandet.

Menschenmassen rennen auf sie zu. Niemand hat gewußt, daß auch eine Frau springt. Im Triumph wird Elise Schneider auf den Schultern durch das Stadion getragen. „Glücklicherweise“, erzählt sie später, „sind wir Berliner keine lufthreudigen Südländer. Sonst hätte mein erster Abprung nicht ohne bleibende Schäden geendet.“

Die Schupobraut

Staaken, 1923, eine Woche vor Weihnachten. Windstärke neun. Elise treibt lange Zeit über dem letzten Wagen eines Güterzugs. Wenn sie darauf landete, ihr wäre es recht gewesen. Aber das Schicksal hat es anders mit ihr vor. Romantischer noch als eine Landung auf dem fahrenden Zug ist die Fahrt über Schrebergärten und Zäune, immer die Arme vor dem Gesicht verschränkt. Vier Drahtzäune werden mitgerissen. Die Menschen jagen auf Autos und Rädern hinterher und um die Gärten herum. Alles bangt um ihr Leben.

Zuletzt landet sie hinter den Gärten bei einem Verkehrsšhupo. Hoch zu Ross steht er da und begreift sofort seine Ritterpflicht. Alle Kleidung hängt an ihr in Fegen herum. Die Rückseite ist mehr als gelüftet. Der ritterliche Šhupo nimmt sie vor sich auf sein Ross. Im Triumph reiten beide auf den Flugplatz und dann nach Hause. Niemand hat eine Ahnung, daß die „Schupobraut“ nicht freiwillig ihren Ritt mit einem wildfremden Šhupo verlängert. Daß sie Rückficht auf ihre lädierte Rück-Ansicht nehmen muß.

Paraná — Sataná

Am Paraná in Südamerika ist großes Flugspringen. Pioniere holen die Springer aus dem Strom, vorausgesetzt, daß sie nicht wie Heinecke bei indianischen Höhlenbewohnern landen und Entsetzen verbreiten.

Heinecke landet vor solch einer Bohnhöhle auf den Nesten eines Feigenbaums. „Sataná, Sataná!“ schreit die Besitzerin und nimmt Reißaus. Nicht nur sie, auch hundert andere alte und abschreckend häßliche Indianerweiber sind nicht anders zu beruhigen, als daß der Pionieroberst ihnen Heinecke persönlich zuführt. Im hellen Sonnenlicht vor ihrer Höhlenwohnung und unter den Nesten des vertrauten Feigenbaums muß Heinecke redend und gestikulierend ihnen beweisen, daß er ein Mensch ist, ohne Hörner und Pferdefuß, der zwar aus dem Himmel, jedoch nicht aus höllischen Bereichen zu Besuch gekommen ist.

HUMOR

Zeichnung von Barlog



Der Schatz des Kassierers.

„Sie haben ein Buch über Abessinien geschrieben, höre ich... wann waren Sie denn dort?“

„Ich bin nie dort gewesen — aber glauben Sie, daß Dante persönlich in der Hölle war?“

*

„Ich möchte gerne um die Hand Ihrer Tochter anhalten.“

„Trinken Sie?“

„Vielen Dank — aber erst wollen wir doch die andere Angelegenheit ins reine bringen.“

*

Paderewski kam auf einer Konzertreise in eine kleine Stadt im Westen Amerikas. Auf einem Spaziergang hörte er Klaviermusik, ging den Tönen nach und fand an einem Haus ein Schild: „Miss Jones, Klavierunterricht. Ein Dollar die Stunde.“ Fräulein Jones spielte ein Notturmo von Chopin recht fehlerhaft.

Paderewski klingelte. Fräulein Jones öffnete die Tür und erkannte den weltberühmten Virtuosen. Sie bat ihn näherzutreten, und Paderewski setzte sich

an das Klavier, spielte jenes Notturmo, verweilte dann noch ein Stündchen und machte die Lehrerin auf ihre verschiedenen Fehler aufmerksam.

Als Paderewski auf seiner Rückreise wieder in jenes Städtchen kam, wollte er der Klavierlehrerin guten Tag sagen. Jetzt stand auf dem Schild: „Miss Jones, Klavierunterricht. Fünf Dollar die Stunde. Schülerin von Paderewski.“

*

„Und dann, als das Boot kenterte, schlang er wohl seinen Arm um dich?“

„Umgekehrt, Papa, zuerst schlang er seinen Arm um mich, und dann kenterte das Boot.“

*

Der reiche Nilpferd erzählte: „Als ich nach Berlin kam, hatte ich eine geflickte Hose am Leib!“

„Ich bin sogar splinternackt nach Berlin gekommen.“

„Ausgeschlossen, Mensch!“

„Wieso ausgeschlossen? Ich bin doch in Berlin geboren!“

*

Scherk Weihnachts-Tips

Freudig begrüßte Geschenke

sind die feinen Scherk Parfums! „Mimikri“, das herbe, anklingend an Waldgeruch. „Intermezzo“, das duftig-heitere, ein Akkord von Blumen. — Beide halten lange an, von beiden gebrauchen Sie nur Tropfen. 1.75, 3.00 und größer.

Auch Geschenke-Kassetten

sind wieder da. Mit den guten Scherk-Sachen gefüllt, sind sie Freude fürs Auge, elegant und praktisch zugleich. Lassen Sie sich Scherk-Kassetten in den Geschäften vorlegen.

Und Moos-Seife!

Haben Sie sie selbst einmal probiert? 10 Minuten nach dem Waschen kommt der feine Duft auf der Haut voll zur Entwicklung! Den Vorrat legen Sie in den Schrank, dann duftet die ganze Wäsche. Stück 0.90.

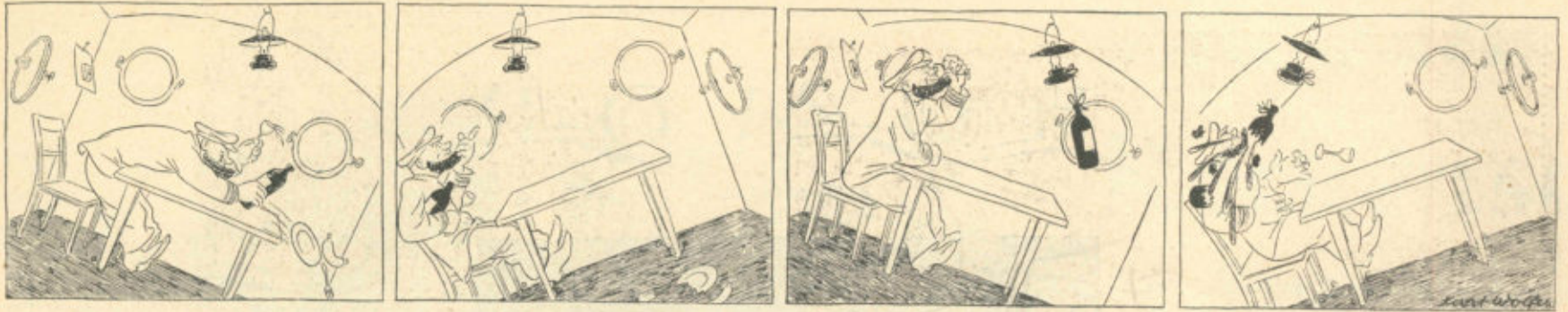


Flaschen zu 2.40 und 4.40 auf Wunsch in diesen hübschen Geschenktaschen

Schönheit schenken!

Läßt sich denn Schönheit verschenken! Ja! In jeder Flasche Scherk Gesichtswasser steckt sie. Scherk Gesichtswasser täuscht nicht Schönheit vor, es macht die Haut von innen heraus gesund, rein und straff, denn es dringt bis auf den Grund der Poren, löst Mitesser und alle Unreinheiten, belebt den nährenden Blutstrom und kräftigt das Gewebe. — Legen Sie ein Fläschchen Scherk Gesichtswasser auf den Weihnachtstisch — Sie schenken Freude für viele Wochen • Taschenflasche 0.85, Flaschen 1.40, 2.40 und größer • Zur Vervollständigung: Scherk Gesichtsol (für sehr trockene Haut) und die hygienische Scherk Gesichtswatte

**Scherk
Gesichts-
Wasser**



Ein „Buddel Köhm“ — ein Kapitän — bei Windstärke zehn.

Zeichnungen von Kurt Wolff

„Herr Kommissar, es tut mir leid, daß ich gestern eine unrichtige Anzeige abgegeben habe. Ich habe heute morgen meine Brieftasche gefunden, die ich gestohlen glaubte.“ — „Zu spät, lieber Mr. Brown, wir

haben den Dieb bereits verhaftet, und er hat schon gestanden!“

*

Mrs. MacDoodle: „Du solltest doch endlich etwas

für deine Füße tun, wenn du solche Schmerzen hast.“
Mr. MacDoodle: „Ich warte noch. Ich habe eine Adresse von einem Hühneraugenoperateur bekommen, der bei einem Duzend Rabatt gibt.“

Simi

Ein stiller Wunsch...

Wenn Sie ihn erkennen und erfüllen, werden Sie das Glück des Schenkenden genießen. Denn volle Freude bereiten Sie auf dem Gabentisch mit **Simi-Special** mild mit Kampher u. Hamamelis, dem idealen Gesichtswasser, u. **Simi** dem seit 1904 ärztlich empfohlenen Spezifikum gegen alle Hautunreinheiten.

Flaschen: RM 0.85, 1.40, 2.07
In allen einschlägigen Geschäften

Parfüm

IA-33

Eine interessante Duftschöpfung

Flasche M 3.75 6- 9-

Schwarzlose JOHNE BERLIN

Das Geheimnis Diät und Fröh-

ist seine Fähigkeit, den Stoffwechsel zu fördern und die Schlacken, die den Körper belasten, hinwegzuräumen. Auf diese Weise schlank werden ist gesund und natürlich, und darum ist Dr. Richters Frühstückskräutertee so beliebt und in vielen Ländern anerkannt und bevorzugt. Auch als „Drix“-Tabletten erhältlich. Verlangen Sie in Apotheken und Drogerien nur den echten **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee**

Taschenuhr mit geprüft., 36 stündig, deutsch, Ankerwerk. Garantieschein für 1 Jahr

- Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt **12.10**
- Nr. 4 versilb. Ovalbügel, vergold. Rand **2.30**
- Nr. 5 dies. mit bism. Werk, kleine Fläche Form **3.20**
- Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3. Deckel, vergoldet **4.50**
- Nr. 6 b mit besserem Werk **6.90**
- Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., vergold. Rand **2.60**
- Nr. 8 Armbanduhr mit Lederriemen **2.50**

Nickelkette M 0.20, Doppelt. vergold. M 0.50, Kapsel M 0.20, Wecker, gul. Messingw. M 1.80, Vers. geg. Nachh. Bei Nichtgef. Umtausch oder Gold zurück.
Katalog gratis - Jahresumsatz über 15000 Uhren

Fritz Heinecke, Braunschweig 100, Am Schwarzen Berg

Doppellicht - Lumimax

Vergrößerungs-Apparat

- Größere Licht-Intensität
- Bessere Entlüftung durch aufklappbaren Reflektor

Thagee
KAMERA-UND
STEINBERGER-GEW.

DRESDEN
Striesen 40

1/2 Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Entnahmeweg aus meinen Einheits-Auswahlen entnehmen können. Probeheft gegen Standausg. Max Herbst, Markenh., Hamburg 36 K

Billige Bücher! 100seit. Katalog gratis u. franko.
Fritz Koch, Buchhandlung, München, Theater Str. 171

Missionsmarken-Verkauf

im Dezember findet durch den einzigen Vertriebs-Verkauf von Missionsbriefmarken statt, welche von Wohlfahrts-Instituten und Postverwaltungen auf der ganzen Welt gesammelt werden. Mengenabgabe ist beschränkt. Der Verkauf erfolgt nach Gewicht in garant. undurchsuchten Originalpackungen. Ein Originalpfund (brutto 5-10000 St.) kostet M 9.75, 1 kg M 19.50, 2 kg M 27.50. Bei den 1-Kilo-Paketen wird eine Gratisbeigabe im Katalogwert von M 30.— und bei den 2-Kilo-Paketen von M 50.— beigelegt. Bei Nichtgefallen Umtausch innerhalb 24 Stunden gestattet. **Missionsbriefmarken-Verwertungsstelle Hamburg 20 ss.** Kasse voraus oder Nachnahme.

Rolleiflex
Rolleicord

Die Spiegelreflex-Kameras mit dem größten 6x6-Format, dem Riesen unter den Kleinbildformaten.
100% Formatausnutzung
100% Bilderfolg

FRANKE & HEIDECKE - BRAUNSCHWEIG

25 Kleinhäuser im Preise von 5000—10000 Mark
Bauwelt-Sonderheft 4
1.— Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, BAUWELT-VERLAG, BERLIN SW 68, BAUWELTHAUS

Sie wichtigsten Organe insbesondere aber die Nervenorgane, so z. B. Gehirn, Rückenmark, Herz, Leber, Nieren und Drüsen, enthalten als lebenswichtigsten Bestandteil Lecithin. Beruf, Sport, das heutige Verkehrsleben stellen größere Anforderungen an Ihre Nerven. Das bedeutet höheren Verbrauch der Nervengrundsubstanz Lecithin. Führen Sie daher dem Körper den durch starke Nervenbeanspruchung verbrauchten Nervennährstoff Lecithin in hinreichender Menge wieder zu. Nervöse Kopf-, Herz- und Magenschmerzen, nervöse Schlaflosigkeit, Abspannung, Nervenschwäche werden Sie dann nicht kennen. Nehmen Sie daher **Dr. Buery's Reinlecithin für die Nerven**

Alte Reserve

der Qualitätsweinbrand von Winkelhausen

Jeder Tropfen ein Genuß!



Die Seereise des Jahres

Photo: Hagag

die Weihnachts- und Silvesterfahrt nach den glücklichen Inseln —

Madeira, Teneriffa und Las Palmas erfüllen den Traum von der Zauberwelt des subtropischen Frühlings schon zum Jahresende. Vom 21. Dezember bis 6. Januar mit M. S. „Milwaukee“, Kabinenplätze ab 290.- Mark. — Vom 22. Dezember bis 5. Januar mit D. „Columbus“, Kabinenplätze ab 330 Mark. — Vom 20. Dezember bis 6. Januar mit D. „Cap Arcona“, Kabinenplätze ab 380.- Mark. Werbeschriften und unverbindliche Kabinengebote durch das

ULLSTEIN REISEBÜRO
Abteilung Seereisen • Berlin SW 68 • Kochstr. 25 • Telefon: A7 (Dönhoff) 4901

NORD-WEST

Für den Abend

NORD-WEST

Quick mit Lezithin

das Aufbaumittel für Herz und Nerven. Keine Müdigkeit und Abspannung, sondern erhöhte Kraft und Leistung im Beruf, b. Sport, auf Reisen durch Quick mit Lezithin. Preis RM 1.20 in Apoth. u. Drogerien. Probe gratis durch „Hermes“, Fabrik pharm. Präparate, München SW

Schenkt Stricker-Fahrräder!



Der diesjährige Weihnachtsprospekt bringt für jeden Geldbeutel etwas. Noch heute anfordern. Kinderräder preiswert. **E. & P. STRICKER** Fahrradfabrik, Brackwede-Bielefeld 460



Mehr Weihnachtsfreude

mit einer guten

Junghans
Uhr

Sie erfreut jeden in jedem Alter. **Erinnert jahrelang. Verschiedene Preislagen und Arten in den schönsten Formen erleichtern die Wahl und den Kauf.**

Der Junghans Namenszug kennzeichnet alle Fachgeschäfte mit reichhaltiger Auswahl



Für Kragen und Hemden

die diagonale Spitzenversteifung

Eterna
formfest

Prospekt 170 B sendet gerne: Eterna Fabrik Passau

RAUCHER-ZÄHNE
verfärbte Zähne in wenigen Tagen blendend weiß

ARABIT
Sauerstoff-Zahn-Pulver

50 Pfg.

DR. ALBERSHEIM • FRANKFURT A. M. GEGR. 1892 **ÜBERALL ERHÄLTlich**



In einem Menschenalter

kommt nur einmal ein neuer Zigaretten-Typ vor.

Der jüngste und originellste ist Gold Dollar.

Ein Spezial-Typ, der sich durch seine prickelnde Eigenart die Welt erobert hat.

Gold Dollar 3 1/3 Pfg

Weltmarktqualität

Deutschland - Halle

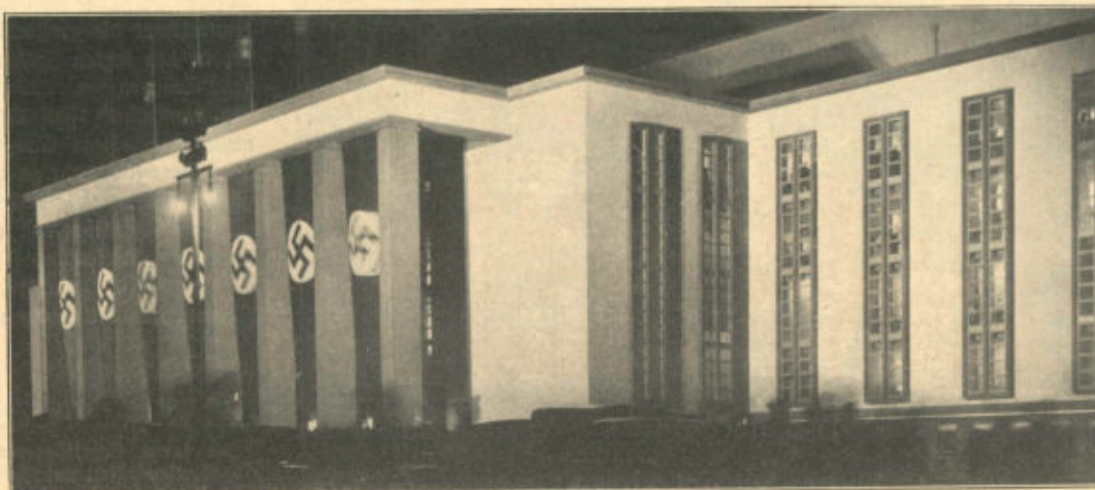
Die Halle der Zwanzigtausend



Mit einer Großkundgebung des Gaues Groß-Berlin der NSDAP wurde die Deutschlandhalle, die neue repräsentative Sport- und Versammlungsstätte der Reichshauptstadt, ihrer Bestimmung übergeben. Der Führer weihte sie mit einer großen politischen Rede. — Das Bild unten zeigt die Halle und die Schönheit ihres machtvollen Baustils in der Festbeleuchtung des Eröffnungsabends.

Paul Meiß, Heinrich Hoffmann

Dem Gestaltungs-
willen des neuen
Deutschland, der Schöp-
ferkraft seiner Bau-
künstler und dem un-
ermüdbaren Fleiß vie-
ler tausend Volksges-
nossen ist es zu ver-
danken, daß die Reichs-
hauptstadt in einer
Bauzeit von nur knapp
neun Monaten eine



Versammlungs- und
Sportstätte erhielt, die
in ihrer Bauart und
verschiedenartigsten
Benutzungsmöglich-
keit einzigartig ist. Im
Sommer nächsten Jah-
res wird die Deutsch-
landhalle Schauplatz
vieler Veranstaltungen
der Berliner Olympi-
schen Spiele sein.

Die besten Segelflieger



Die höchste Auszeichnung des Segelflugs: Das „Silber C“.

Ein Fünf-Stunden-Flug, ein Streckenflug von 50 Kilometer und ein Höhenflug von mindestens 1000 Meter über Starthöhe sind Bedingung zum Erwerb dieses Leistungsabzeichens, das bisher erst 176 Segelflieger tragen, davon sind drei... Frauen.



Die jüngste der drei deutschen Segelfliegerinnen, die die höchste Auszeichnung des Segelflugsports, das „Silber C“, erwarben:

Die erst 18jährige Eva Schmidt, die jüngste Leistungs-Segelfliegerin der Welt.



Der Segelflug wurde in Deutschland geschaffen; und in keinem anderen Land der Welt ist er so wahrhaft zum Volkssport geworden. Es ist daher kein Wunder, daß nicht nur die deutschen Segelflieger die besten der Welt sind, sondern daß auch unsere Fliegerinnen an der Spitze stehen und daß die drei einzigen Frauen, denen die Internationale Studentenkommision für den motorlosen Flug bisher das Segelflieger-Leistungsabzeichen verleihen konnte, Deutsche sind. Dies Leistungsabzeichen, das „Silber C“, wurde 1931 als besondere Auszeichnung für außergewöhnliche Segelflugleistungen geschaffen; das Abzeichen Nr. 1 trägt Wolf Hirth. Fast unglaublich, nur den Meistern erfüllbar, so schienen damals noch die Bedingungen, die an seinen Erwerb geknüpft sind. Nichts kennzeichnet die großartige Entwicklung der Segelfliegerei in den letzten Jahren besser, als daß aus den achtzehn Trägern des „Silber C“ vom Ende des Jahres 1933 bis November 1935 176 geworden sind; daß es nicht mehr eine seltene Auszeichnung darstellt, von der man normalerweise nicht zu träumen wagte, sondern nur die vierte, schwierigste Prüfung, mit der die Segelflugausbildung eigentlich erst abgeschlossen ist. Man hat oft darüber gestritten, ob Frauen überhaupt fliegen sollten, ob sie wirklich zum Fliegen geschaffen sind. Die drei Frauen hier, die einzigen unter diesen 176 Meisterfliegern

Liebe zu Himmel, Wasser und Wanderung:

Die junge Segelfliegerin Eva Schmidt mit Paddelboot, Zelt und Ziehharmonika auf einer Wasserreise über die Seen ihrer Heimat.

„Kameradinnen“: Deutsche!

mit dem „Silber C“, haben sich über diese Fragen hinweggesetzt und sie mit der Tat beantwortet. In Kameradschaftlichkeit und „Zupacken-Können“, an Schneid und fliegerischem Feingefühl geben sie ihren männlichen Kameraden nichts nach.



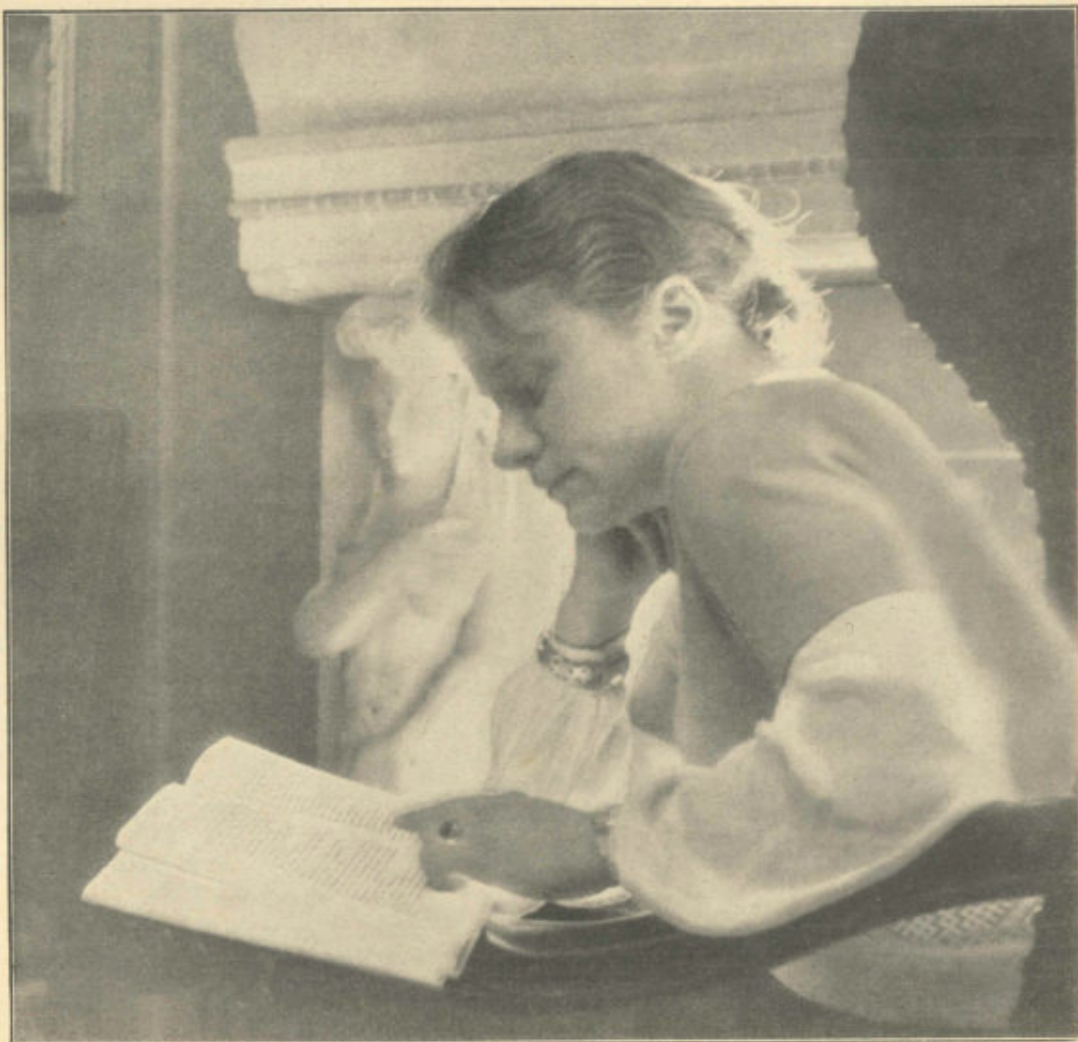
„Silber C“ Nummer 100...

Leistungsabzeichen Nr. 100 trägt „Tante Lotte“, wie die hervorragende Berliner Segelfliegerin von ihren Kameradinnen genannt wird. Frau Lotte Tourné-Hogeweg beweist, daß man trotz einer unheilbaren Liebe zum Segelflug eine gute Hausfrau sein kann. Bild rechts: „Tante Lotte“ im Flugzeug.



Die Frau, die als erste das Leistungsabzeichen errang: Hanna Reitsch aus Hirschberg, die Pilotin am Deutschen Forschungsinstitut für Segelflug in Darmstadt. Alle Segelflieger kennen sie, die immer hilfsbereit und immer zur Stelle ist, ob es sich um einen Start handelt oder um einen widerspenstigen Motor, der mit Liebe und Sachkenntnis zum Laufen überredet werden muß. Bild rechts: Hanna Reitsch in ihrem Heim.

Alle Aufnahmen: Joachim Seackpiel





„... Msdann sag' i zum Dingsda — zum — na, du woast scho, zum Stammtisch kimmt a allwei am Mittwoch, mit an schwarz'n Schnurrebart und ana Platt'n.“
 „No scho sei, daß i eahn kenn.“
 „Also sag i zu eahm: warn Sie scho' amal in Oberloiching und also beim Untern-Wirt?“
 „Aha, woast schon, wo d' naus willst.“



„Bar i, sagt er. Fraag i: habens was a' effen b'üßt?“
 „Bastekt si — wie sich's gh'et.“
 „Dös grat net, moant er.“
 „Ah, a so a Depp!“
 (Pause)

„So, sag i, beim Untern-Wirt in Oberloiching warn's und hab'n net von seim gut durchwachsenen Schint'n gess'n...“
 „Ja, da hört si ja do alles auf!“

„Ja, verstehst, i hab kein Appetit g'habt, sagt mir dös damische Mannsbild...“



„Liaba Mo, sag i zu dem Depp'n, da haben Sie sich um einen prima Lebensgenuß bracht — denn einen solchen Schintlen, wie den —“

Beide verschwinden in der Richtung Schwabing, Großer-Wirt. Man hört ab und zu aus der Stille des Gartens: „Schintlen — Depp — Durchwachsen — Lebensgenuß.“

Zwei Händler- Zwei Tunyenbarmanten

MÜNCHEN UND BERLIN

Zeichnungen von Karl Arnold (München) und Barlog (Berlin)

Es geht geräuschvoll und unruhig in Berlin zu. So ist auch das Temperament des Berliners. Er spricht laut und mit vielen Worten, die manchmal eine ungewohnte Schärfe annehmen, ohne zu verletzen. Der Berliner ist schlagfertig, er ist ein guter Fechter im Wortstreit, aber auch von einer gütigen Hilfsbereitschaft und von einer bezwingenden Tierliebe. Seine Dialektwörter werden geboren im Gedränge der Bahnen, auf Sportplätzen und in den Markthallen. Sie sind die unverstegbaren Quellen des Arbeiterhumors.

Und während an der Spree die Möven unruhig flattern, lassen sich im Gegensatz dazu auf Münchens Plätzen die Tauben zu Tausenden gemächlich nieder und werden nicht gestört. Dem Münchner genügt der Lärm seiner Straßenbahn, er ist nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. Er läßt die Dinge auf sich zukommen und behandelt sie mit Abgeklärtheit und kommt auch ohne Aufregung und Hast — zum Ziel.

„Hier is voll!“
 „Wo is voll? For mir is et erst voll, wenn eener draußen hängt!“
 „Hier is besetzt!“
 „Werden Sie nich uffällig, Herr! Reden Sie Ihrer Matte im Anzug mal jut zu.“
 „Mann, sein Se nich so hartnäckig, hier hat kein' Träne mehr Platz!“
 „Also uff die Feine jeh't's nich — schön, segen wa det Brecheisen an: Hau rud!!!“



„So, drin wär id!“
 „Warum haben Sie Ihren Himmelengel nich ausjemacht un' sin in Nichtraucher rinzejagen, da is allens leer!“

„Wat fahren Sie? Himmelstengel? Mensch, det Ding kostet mitten durchjebissen 'n Fußziffer!“

„Det sich so 'ne hochfeine Zigarre et jefallen läßt, von Ihnen unter die Peese jeshoben zu werden...!“

„Sie jeben ja an wie 'n Syndikus von 'nem Nichtroocha-Ba-ein... Wenn id... wenn...“

„Wenn Se nich weiter wissen, pfeifen Se den Rüst!“



„Wie lange wollen Sie hier 'ne Zastrolle jeben?“

„Ihr Bild is jroher wie Ihr Bildel im Schien, mein Herr, jeh't muß id raus!“

„Jott sei Dank!“
 „Id habe 'ne Preßkohle zu Hause, Sie, die würde Ihrem Kopp sanz jut kleiden!“

„Fahren Se doch noch 'ne Station mit, jeh't hab id mir an Sie, jewöhnt!“

„Adschö, Bruderherz!“

